

ruprecht Nr. 59 vom 11.05.1999

 Die ganze Ausgabe als PDF-Datei

Titel

- Ein Platz an der Torte - Manager und Ministeriale bekommen ein fettes Stück Uni
 - Erste Erfahrungen mit dem neuen Schulpraktikum für Lehramtsstudis - Stuttgarter Geschichten
-

Interview

- "Die arme Edith Cresson!" - ruprecht sprach mit Alfred Grosser über das Kosovo, Deutschland und die EU
-

Hochschule

- Das Orakel von Heidelberg - Heidelberger Club wagte mit seinem Symposium den Blick in die Zukunft
 - Massiver Bauboom in Neuenheim - Die Studis aus dem Feld dürfen sich modernster Ausstattung erfreuen
 - "Krise als Chance" - Psychologische Beratungsstelle bietet Hilfe an
 - Von Gefrierkammern und eingefrorener Lehre - Seit Jahren fühlt sich Professor Schmidt in der Forschung behindert - nun geht er an die Presse
 - Semesterticket: Jetzt wird's ernst! - Uni Mannheim geht Sonderweg - Heidelberg unter Zugzwang
 - Späte Ernte des Protests - Studentischer Aufenthaltsraum bei den Germanisten eingeweiht
 - Studium mit Handicap - Behindertenbeauftragter als Nebenjob
 - "Das Feld ist eine Katastrophe" - Drei behinderte Heidelberger Studenten plaudern aus dem Nähkästchen
 - Kulturwallfahrer in Weimar - Heidelberger Germanisten suchen Goethe in Neufünfland
-

Heidelberg

- Geflüchtet - Vom Kosovo nach HD
 - Gefordert - Prinzhorn-Sammlung
-

Weltweit

- David gegen Goliath - Heidelberger Bündnis ringt mit Siemenskonzern
 - Frischer Wind - Wo kommt wohl morgen unser Strom her?
 - So fern und doch so nah!? - Die Aktivitäten der Heidelberger Zement AG in Kanada
-

Feuilleton

- Identität als Mosaik -

"Angriffe auf Anne" im Studio

- Tragödie des Nihilismus? - Georg Büchners "Woyzeck" im Stadttheater
- Goethe multi-medial - Die Premiere von "Willi. Ein Meisterstück" im Zwinger 3
- Sex & Crime im Zirkuszelt - "Reine Nervensache" - Rasante Artistik-Show am Neckarufer
- Impro-Theater: Alle Macht dem Publikum! - Gereimter Fischkutter
- Die Logik der Wichser und Helden - Über den Roman "Crazy" von Benjamin Lebert
- Bahnhofskunst - Studentenwettbewerb über "Kommunikation"

- [Bunt auf weiß - Postmodern schlägt zu - Goethe goes Comic](#)
-

Movies

- [Jimmy the Kid - 1/4 rupis - mäßig](#)
 - [Auf die stürmische Art - 2/4 rupis - ordentlich](#)
 - [Lang lebe Ned Devine - 3/4 ruips - empfehlenswert](#)
 - [Lars von Trier im Gloria/Gloriette - Gewaltige Bilder, Geschichten aus dem Leben, Schauspieler mit Klasse](#)
-

Records

- [Deine Lakaien - Kasmodiah](#)
-

Klecks und Klang

- [Engel im Kampfeinsatz - Comic-Kult aus Japan: Neon Genesis Evangelion](#)
-

Verschiedenes

- [Augen zu und durch - ruf an! - Nikotin-Entwöhnung per Telefon für Mächtgern-Nichtraucher](#)
 - [Wildeste WG gesucht - SWR 3 und ruprecht präsentieren das WG-Duell](#)
 - [Augen zu und durch - ruf an! - Nikotin-Entwöhnung per Telefon für Mächtgern-Nichtraucher](#)
 - [Personals](#)
 - [Impressum der Ausgabe 59](#)
-

Ey!

- [Ey!](#)
-

Glosse

- [Unterricht in Utero - Bildungspolitik auf Sparflamme zeigt erste Erfolge - Von Preßwurst und Hotpants](#)
 - [Von Preßwurst und Hotpants](#)
-

Ein Platz an der Torte

Manager und Ministeriale bekommen ein fettes Stück Uni

Alles wird anders an Baden-Württembergs Universitäten - das zumindest hat sich Wissenschaftsminister Klaus von Trotha mit seiner Neufassung der Hochschulgesetze vorgenommen: Das wichtigste Organ der Universität soll mit vom Minister erwählten Auswärtigen besetzt, die Position von Rektoren und Dekanen auf Kosten der Gremien gestärkt, studentische Mitbestimmung weiter erschwert werden. Gegen diese Pläne aber wehren sich im Ländle Rektoren, Professoren, Uni-Angestellte und Studierende gleichermaßen heftig.

Was ist es genau, das die Gemüter so zum Kochen bringt? Zunächst werden zwei wichtige Hochschulgremien, abgeschafft: Der Verwaltungsrat, die "Geschäftsführung" der Uni und der Große Senat, der bisher den Rektor wählte und seinen Rechenschaftsbericht abnahm, sollen einem "Hochschulrat" weichen. Saßen in den bisherigen Gremien aber nur Universitätsmitglieder - viele Professoren, wenige Studierende und Uni-Mitarbeiter - so sollen von den dreizehn künftigen Hochschulräten sechs von außerhalb kommen. Vier Externe bestellt der Minister, die restlichen Räte wählt der Senat. Viele fürchten, daß dadurch der ohnehin schon spürbare Einfluß von Wirtschaft und Parteipolitik auf die Hochschulen übermäßig groß wird. Die universitäre Autonomie - hier ist sich Rektor Siebke ausnahmsweise mit der Fachschaftskonferenz einig - wird durch den neuen Rat entscheidend beschnitten. "Mit der Freiheit von Forschung und Lehre ist es vorbei, wenn kurzfristiges Profitdenken bald auch die Strategie der Universitäten beherrscht" ärgert sich FSK-Aktivist Hendrik Heint. Zudem, so fürchtet Christoph Klein-Brabender von der "Landesvertretung Akademischer Mittelbau", könnte der Hochschulrat zu einem entrückten Gremium mutieren, das sich einmal im Semester trifft und sonst nicht viel mit den Realitäten der Hochschule zu tun hat. Mehr Macht bekommen Rektor und Dekane: Der Uni-Chef amtiert künftig sechs statt wie bisher vier Jahre. Die Dekane können nur auf seinen Vorschlag hin gewählt werden und bleiben vier statt zwei Jahre im Amt; außerdem sollen sie "von Forschung und Lehre freigestellt" werden, sich der Leitung der Fakultät also hauptberuflich widmen - und damit ihre wissenschaftlichen Karriere gefährden - denn wer kann sich vier Jahre Forschungsabstinenz leisten? Dem Fakultätschef untersteht ein Fakultätsvorstand, dessen Mitglieder der Fakultätsrat auf Vorschlag des Dekans wählt. Und eben dieser Vorstand verwaltet alle Gelder, die an die Fakultät fließen.

Dieser Zirkel erstellt auch die langfristige Finanz- und Forschungsplanung der zugeordneten Institute. Er kann auch Berufungslisten für Professuren - gegen den Fakultätsrat - zurückgeben.

"So sieht universitäre Demokratie also künftig aus: Der Minister schlägt den Rektor vor; der Rektor schlägt die Dekane vor; diese schlagen den Fakultätsvorstand vor und dieser wiederum die neuen Professoren." jubelt Hendrik Heint von der FSK.

Weiter beschnitten wird auch die studentische Mitbestimmung: Drei der zukünftig sechs studentischen Mitglieder in den Fakultätsräten werden nun vom Fakultätsrat selbst gewählt - und damit von dessen

professoraler Mehrheit. Und daß Professoren, wenn sie die Gelegenheit dazu bekommen, gerne mal ihre Lieblings-Hiwis in Gremien heben, hat sich auch in Heidelberg schon in einigen Fällen gezeigt. Die Studierenden in Verwaltungsrat und Großem Senat fallen mit diesen weg; die Einsetzung studentischer Vertreter in den neuen Hochschulrat ist von der Gnade des jeweiligen Senats abhängig.

Nicht nur die Führungsstruktur der Uni wird komplett neu ausgerichtet, auch das Studium wird neu geregelt. Allerdings: "Positive Änderungen konnten wir bisher keine finden", lautet dazu der Kommentar der FSK. Einige dieser Neuerungen:

- Die 100 Mark Rückmeldegebühr werden im Gesetz festgeschrieben.
- Fakultäten können Studierende exmatrikulieren, wenn "eine Abschlußprüfung bis zum Ablauf von 20 Semestern ... nicht abgelegt worden ist".
- nach dem zweiten Semester soll es eine "Orientierungsprüfung" geben, andernfalls "verliert man den Prüfungsanspruch".
- Der Rektor "oder ein von ihm benannter Vertreter sind berechtigt, bei der Abnahme von Prüfungen anwesend zu sein".
- Praktika werden "in den Studiengang eingeordnet", können also immerhin nach BAföG gefördert werden. Dafür werden sie auch auf die Regelstudienzeit angerechnet. Für den Rest des Stoffes bleibt entsprechend weniger Zeit.

Regelstudienzeiten, Orientierungsprüfungen, Zwischenprüfungen, Zwangsexmatrikulation: Das Studium wird weiter verschult und noch mehr zum Verwaltungsakt. Inhaltliche Fragen interessieren da nur am Rande: Immerhin soll "unter Beteiligung der Studierenden" eine regelmäßige Evaluation eingeführt werden. Wer da wen wie und wozu evaluiert, bleibt aber offen.

Mit seiner Novelle hat sich Klaus von Trotha bisher in Baden-Württemberg nur wenig Freunde gemacht.

Nur die Universität Mannheim hat schon vorausseilend begonnen, ihre Grundordnung auf das neue Gesetz hin zu ändern. Der Tübinger Große Senat hat sich gegen die neuen Gesetze ausgesprochen. In Freiburg bezieht der Rektor noch nicht Stellung, aber ein Teil der Professorenschaft protestiert bereits, ebenso in Karlsruhe. In Konstanz versucht man dem Minister einen Sonderweg mit einem nur beratenden Hochschulrat schmackhaft zu machen.

Am lautesten aber wettet man in Heidelberg. Die Professorenfraktionen Ruperto Carola und Semper Apertus gaben gemeinsame Presseerklärungen heraus. Ein im Rheinischen Merkur veröffentlichter Brief des Ruperto-Carola-Mannes Professor Eike Wolgast empörte Klaus von Trotha. Der Historiker hatte die neuen Pläne mit "Universitätsstrukturen des Dritten Reiches und der DDR" verglichen. Eine Gruppe um Wolf-Dietrich Niemeier, Dekan der Fakultät für Orientalistik und Altertumswissenschaft, hat eine Unterschriftenaktion gegen die neuen Leitungsstrukturen initiiert. Die FSK arbeitet neben der Kritik an der Ministeriumsvorlage an eigenen Vorschlägen.

Am Dienstag, den 11. Mai, stellt sich Minister Trotha der (nicht-öffentlichen) Diskussion im Senat. Danach will das Gremium in einer Sondersitzung einen Gegenvorschlag verabschieden. **(st, hn)**

Der gesamte Text der UG-Novelle kann auf <http://www.rzuser.uni-heidelberg.de/~m32/hgnovelle/> abgerufen werden.

(hn, st)

Erste Erfahrungen mit dem neuen Schulpraktikum für Lehramtsstudis

Stuttgarter Geschichten

"Wenn etwas völlig Neues kommt, wird es immer Probleme geben", so die Aussage von Dr. Margrit Roep, die am Referat für Lehrerbildung tätig ist. Damit nahm sie Bezug auf das vierwöchige Schulpraktikum für Studenten, welches in den vergangenen Semesterferien in Baden-Württemberg zum ersten Mal stattfand. An diesem haben obligatorisch all jene teilzunehmen, die beabsichtigen, später einmal als Lehrer oder Lehrerinnen an einem Gymnasium zu unterrichten. Zahlreiche Probleme gab es in der Tat: hauptsächlich deshalb, weil die Universität die Studenten nur sehr ungenügend informiert hatte, und die einzelnen Fakultäten offenbar nicht darauf vorbereitet waren, Fragen zu beantworten. Zwar hatte man die Studenten durch eine der Rückmeldebescheinigung beiliegende Notiz informiert, daß sie ein Schulpraktikum zu absolvieren hätten. Weitere Angaben fehlten jedoch. Schriftliche Aushänge, durch die man sich über den genauen Sachstand Klarheit hätte verschaffen können, fanden sich kaum; die von seiten der Fakultäten als Ansprechpartner angegebenen Personen erwiesen sich teilweise als ebenso uninformiert wie die Studierenden selbst. In manchen Fällen wurde die Fachschaft zur letzten Anlaufstelle der Informationssuchenden.

Dennoch gelang es allen 178 Studenten, die sich für dieses Semester beim pädagogischen Seminar in Heidelberg für das Praktikum angemeldet hatten, eine Schule zur Absolvierung des Praktikums zu finden. Als Vorbereitung auf das Praktikum hatten die Studenten an einem Einführungstag teilzunehmen, der an der Pädagogischen Hochschule stattfand. An dessen Gestaltung und Ablauf wurde von den Teilnehmern harsche Kritik geübt. Bemängelt wurde vor allem die Tatsache, daß man kaum etwas über Didaktik erfahren und auch nur wenig für den Schulalltag praktisch Anwendbares gelernt habe. Die Durchführung des Praktikums selbst gestaltete sich von Schule zu Schule recht unterschiedlich, was nicht zuletzt daran lag, daß dazu von ministerieller Seite keinerlei Vorgaben gemacht worden waren. Einzig die Dauer und der Zeitpunkt, zu dem das Praktikum stattzufinden hat, war festgelegt worden. "Wir wollen nicht aus dem Elfenbeinturm heraus entscheiden, was zu geschehen hat, sondern das Praktikum muß den Gegebenheiten der jeweiligen Schule angepaßt werden," so die Erklärung von Martin Böninger, dem Pressesprecher des Kultusministeriums.

Hatten auch einige Schulen durchaus den Versuch unternommen, für die Praktikanten eine Art festen Stundenplan zu erstellen, so blieb es dann vielerorts doch letztendlich der Eigeninitiative der Studenten überlassen, wie weit sie in den Unterricht eingebunden wurden. Auch die Entscheidung, ob man sich überhaupt am Unterricht beteiligen wollte, das heißt aktiv als Lehrer vor die Klasse treten, diese Entscheidung blieb jedem selbst überlassen.

Als "sehr gut" bezeichneten die meisten Praktikanten die Betreuung, die sie durch die Lehrer erfahren hatten. So war es für fast alle Studenten eine Selbstverständlichkeit, daß sie jeweils eine Vor- und eine Nachbesprechung ihres gehaltenen Unterrichtes erhielten. Hierbei wurden ihnen auch zum ersten mal Grundkenntnisse der Didaktik und der Pädagogik vermittelt. Man war sich unter den Studenten einig, daß

die Aufnahme des Praktikums in den regulären Lehrplan eine gute Sache sei. Dadurch würde ihnen erstmals die Möglichkeit geboten, in den angestrebten Beruf Einblick zu erhalten und praktische Erfahrung zu sammeln. Auch der spätere Studienverlauf könne dadurch berufsorientierter geplant werden.

Von Seiten der Schulen wurde das Praktikum durchaus als eine zusätzliche Belastung empfunden, dennoch sei es, wie der Schulleiter des KFG in Heidelberg, Oberstudiendirektor Volker Gewähr, erklärte, in der augenblicklich bestehenden Form durchaus sinnvoll und notwendig. Nach Aussage von Gisela Most, der Schulleiterin des Hölderlin-Gymnasiums, sei es jedoch dringend geraten, einige organisatorische Verbesserungen vorzunehmen. Besonders die Art und Weise, wie die Bewerbung der Studenten an den Schulen zu erfolgen habe, bedürfe einer besseren Regelung.

Das Kultusministerium zog eine positive Bilanz des Schulpraktikums. Sowohl die Studenten, als auch die Schulen seien mit dem Verlauf des Praktikums überwiegend zufrieden gewesen. Das Ziel, die Studierenden sukzessiv an ihren zukünftigen Lehrerberuf heranzuführen, könne als erreicht betrachtet werden, so die Aussage von Pressesprecher Martin Böninger.

Die Pläne der Landesregierung sind jedoch noch weiterführend: ein ganzes Praxissemester soll eingeführt werden. Dieses sei dann jedoch erst nach der Zwischenprüfung zu absolvieren. Das halbe Jahr, das die Studenten dann schon an den Schulen verbracht hätten, solle dann auf die Dauer des späteren Referendariats angerechnet werden, das heißt dieses würde sich um sechs Monate verkürzen. Diese Pläne stoßen jedoch weder bei den Schulen, noch bei den Studenten auf große Gegenliebe. Die Schulen klagen darüber, daß sie mit der Ausbildung der Referendare schon völlig ausgelastet seien und nicht in der Lage seien, noch zusätzlich Praktikanten zu betreuen. Viele Studenten befürchten ihrerseits, daß sie durch eine einsemestrige Studienunterbrechung den Anschluß an ihr Studium verlieren könnten. Die Tatsache, daß die Praktikanten, im Gegensatz zu den Referendaren, während ihrer Tätigkeit an den Schulen keine Bezahlung erhalten sollen, werteten viele als einen Beweis, daß es sich bei der Einführung des Praktikumssemesters um eine reine Sparmaßnahme der Landesregierung handle.

Dem widerspricht jedoch Martin Böninger: Das Praxissemester werde eingeführt, um eine berufsorientiertere Ausbildung der Studierenden zu gewährleisten. Die daraus eventuell resultierenden Einsparungen für das Land seien relativ gering. Schließlich entstünden auch neue Kosten durch den erhöhten Verwaltungsaufwand, den das Praxissemester mit sich bringe.

Wie sich das Praktikumssemester letztendlich gestalten wird und wer genau davon betroffen sein wird, darüber entscheidet die Landesregierung in einer Kabinettsitzung in der kommenden Woche. Fest steht jedoch bereits jetzt schon, daß aufgrund der Tatsache, daß die konzeptionellen Arbeiten zur Novellierung der Wissenschaftlichen Prüfungsordnung für das Lehramt an Gymnasien in Verzug geraten sind, die Studienanfänger des Wintersemesters 1998/99 und des Sommersemesters 1999 noch kein Praktikumssemester zu absolvieren haben. Für sie bleibt es bei dem vierwöchigen Praktikum während der Semesterferien.

(jak)

"Die arme Edith Cresson!"

ruprecht sprach mit Alfred Grosser über das Kosovo, Deutschland und die EU

Alfred Grosser gehört seit Jahrzehnten zu den angesehensten europäischen Politikwissenschaftlern und lehrte bis 1990 am Pariser Institute d'études politiques. Der 1925 in Frankfurt/Main geborene und 1933 mit seiner Familie nach Frankreich emigrierte Sohn jüdischer Eltern hat sich nachhaltig für die deutsch-französische Verständigung eingesetzt. Dafür erhielt er 1975 den angesehenen Friedenspreis des deutschen Buchhandels. In Deutschland ist Grosser, der sich auch als Publizist einen Namen gemacht hat, vor allem durch Fernsehkommentare, Artikel in verschiedenen Zeitungen und seine Bücher bekannt. Er ist ein exzellenter Deutschland- und Europa-Kenner, der sich selbst als einen "europäischen Franzosen" bezeichnet.

ruprecht: Herr Professor Alfred Grosser, das alles beherrschende Thema zur Zeit ist der Konflikt im Kosovo. Sind Ihrer Meinung nach die Luftangriffe der NATO gerechtfertigt?

Grosser: Gerechtfertigt ja, ob nützlich, das weiß ich noch nicht. Gerechtfertigt sind sie aber völlig, und das auch im Sinne der Grundethik der Bundesrepublik. Das hat Volker Rühle gesagt, das hat Rudolf Scharping gesagt. Lesen Sie dazu den Tagesbefehl von Scharping vom 27. Januar, der darauf anspielt. Beachten Sie auch, was Roman Herzog völlig zu Recht in einem Spiegel-Interview gesagt hat: Man kann nicht immer nur von Menschenrechten sprechen und dann wegsehen, wenn sie vergewaltigt werden. Was ich in Deutschland nicht verstehen kann, vor allen Dingen eher links, das ist, wenn gesagt wird, man muß pazifistisch sein, dann würde Hitler immer noch regieren.

ruprecht: Sie finden also, daß der Schutz der Menschenrechte den Bruch des Völkerrechts, der der NATO häufig vorgeworfen wird, rechtfertigt?

Grosser: Die Frage ist doch: Hätte man seit 50 Jahren dem Westen nicht vorwerfen sollen, daß alle weggesehen haben, wie Hitler Massenmord betrieb? Hätte nicht jemand ein Wort sagen sollen? Natürlich konnte man militärisch nicht eingreifen. Wäre es zum Beispiel völkerrechtlich gerechtfertigt gewesen, wenn Frankreich in Deutschland einmarschiert wäre, nachdem Hitler das linke Rheinufer besetzt hatte? Völkerrechtlich nein, aber es hätte vielleicht den Weltkrieg verhindert! Also ich finde auch, es ist im Fall Kosovo zumindest teilweise völkerrechtlich gerechtfertigt. Man kann das so deuten, daß die UNO doch eine Erlaubnis gegeben hatte, und man wußte, daß es jetzt keine neuere Erlaubnis geben würde, weil Rußland aus slawischer Solidarität sein Veto eingelegt hätte. Und man kann nicht wieder das Glück haben, das Amerika 1950 gehabt hat, daß nämlich der sowjetische Vertreter den Sicherheitsrat gerade boykottierte, als man über den Koreakrieg abgestimmt hat.

ruprecht: Glauben Sie, daß es in der öffentlichen Meinung über den Kosovo-Krieg Unterschiede zwischen Deutschland und Frankreich gibt?

Grosser: Es gibt eine große Gemeinsamkeit, nämlich die der

Intellektuellen, die versuchen, sich selbst eine Statur zu geben, indem sie ganz historische Sachen sagen, als gäbe es da eine einfache Wahrheit. Bei uns in Frankreich ist das noch schlimmer, aber auch bei Ihnen in Deutschland gibt es die Intellektuellen, die sich mit kategorischen Stellungnahmen hochspielen. Sie haben eine Ausnahme, der total für die Serben Stellung nimmt: Peter Handke. Wir haben keinen Peter Handke, wir haben nur Kritiker der Intervention im Namen des Völkerrechts. Aber wir haben, glaube ich, zur Zeit in Frankreich niemanden, der sagt: Die armen Serben!

ruprecht: Um bei den deutsch-französischen Unterschieden zu bleiben: Wie beurteilen Sie die deutsch-französischen Beziehungen nach dem Machtwechsel in Bonn?

Grosser: Sie haben einen wunderbaren Außenminister, der bei uns seit Anfang an sehr gut ankommt, sie haben einen hervorragenden Verteidigungsminister, und jetzt wird der Kanzler langsam jemand.

ruprecht: Sie glauben also nicht, daß sich an dem besonderen Verhältnis der beiden Staaten mit dem Abtritt Helmut Kohls etwas geändert hat?

Grosser: Es hat sich schon etwas geändert, nämlich mit dem Ende der schlechten Beziehungen zwischen Kohl und Chirac. Wobei Kohl recht hatte, daß man plötzlich unbedingt einen Franzosen an der Spitze der Europäischen Zentralbank wollte, war irrsinnig. Ebenso, daß man in Bonn überhaupt nicht ankündigte, daß man in Frankreich den Militärdienst abschafft. Es gab da also eine ganze Reihe von Verstimmungen zwischen Deutschland und Frankreich unter Kohl. In diesem Sinne war es also auch vorher keine perfekte Freundschaft. Es ging gut zwischen Kohl und Mitterand, aber belogen und betrogen haben sich alle großen Paare, auch Adenauer und Schuman. Wenn Jean-Marie Le Pen bei uns Regierungschef würde und Trittin bei Ihnen, dann würde es trotzdem gute deutsch-französische Beziehungen geben. Aber lassen wir Jean-Marie Le Pen - es ist zu furchtbar. Und wenn hier viel gesagt wurde, es gibt eine große deutsch-französische Auseinandersetzung über die Atomenergie: Am Wahlabend habe ich hier im Fernsehen gesagt: Das ist doch uninteressant, es gibt zuerst einmal die Auseinandersetzung innerhalb des deutschen Kabinetts. Wenn der Wirtschaftsminister jemand ist, der aus der Energiewirtschaft kommt, ist der Konflikt mit Trittin bereits vorgeplant. Und danach werden wir erst sehen, wie es zwischen Deutschland und Frankreich weitergeht.

ruprecht: Hat der Rücktritt von Oskar Lafontaine in Frankreich Erleichterung ausgelöst?

Grosser: Er war näher an Frankreich als Schröder, aber in der Wirtschaftspolitik ist unser Wirtschaftsminister Dominique Strauss-Kahn Schröder näher als Lafontaine. In diesem Sinne war der Rücktritt also für die deutsch-französischen Beziehungen keine Katastrophe, nur daß Lafontaine in Saarbrücken sitzt, und Saarbrücken liegt näher an Frankreich als Hannover.

ruprecht: Sie glauben also, daß Strauss-Kahn eher mit Schröder auf einer wirtschaftspolitischen Linie liegt, als mit Lafontaine?

Grosser: Im Gegensatz zu Deutschland gibt es in Frankreich eine wunderbare polit-satirische Sendung, da fragte neulich der Puppen-Journalist den Dominique Strauss-Kahn: Also, was sie da machen, das ist doch nicht links. Was ist denn eigentlich für Sie links? Die Antwort war: Es ist die elegante Art, Scheich zu sein. Und das trifft auch auf Schröder zu, genauso wie auch auf Strauss-Kahn.

ruprecht: Glauben Sie, daß sich die deutsche Außenpolitik durch den Übergang zur sogenannten "Berliner Republik" verändern wird?

Grosser: Ich bekämpfe sehr den Begriff "Berliner Republik", außer in einem Sinne: Daß der restliche Teil der Bundesrepublik entdeckt, daß es einen östlichen Teil gibt. Was viele Westdeutsche bis jetzt ja noch nicht getan haben. Ich sage immer meinen französischen Freunden, die Freunde in Deutschland haben: Ihr wißt nichts von Ostdeutschland, denn Ihr trefft Eure alten westdeutschen Freunde, die auch nichts von Ostdeutschland wissen.

Aber sonst mag ich den Begriff Berliner Republik überhaupt nicht. Es gab übrigens nie eine Bonner Republik; es gab eine Bonner Demokratie, und das hatte einen Sinn. Und diese Bonner Demokratie wird es weiterhin in Berlin geben.

ruprecht: Sie halten die Bezeichnung "Berliner Republik" also nicht für gerechtfertigt?

Grosser: Der Begriff Berliner Republik ist nur dann gerechtfertigt, und das hat Wolfgang Thierse in seiner Eröffnungsrede als Bundestagspräsident hervorragend formuliert, wenn man damit ausdrücken möchte, daß die Ostdeutschen 45 Jahre lang nicht dasselbe Leben geführt haben. Wenn ich hier in ein Gymnasium gehe und die Schüler frage: ‚Wart ihr schon mal in Frankreich?‘, lautet die Antwort: ‚Aber natürlich!‘ Und das nicht nur hier in Heidelberg, sondern auch in Hannover. Wenn ich aber frage: ‚Wart ihr schon mal in Dresden?‘, heißt es: ‚Nö, wieso?‘ Wirtschaftlich geht es dagegen viel besser: Heute finde ich in der *Süddeutschen Zeitung* eine Tabelle: Die Löhne sind jetzt beinahe angeglichen, der geistige Graben jedoch ist tiefer als noch vor zwei, drei Jahren.

ruprecht: Europa scheint momentan in einer Krise zu stecken. Der Rücktritt der Kommission, die verwässerten Reformen der Agenda 2000 und die Diskussion um die Osterweiterung belasten das Bündnis. Erwarten Sie vom Ausgang der Europawahlen im Juni eine Stärkung der anti-europäischen Kräfte?

Grosser: Europäisch sind sie alle, sogar Stoiber. Er hat ja auch für den Euro gestimmt. Ich finde, die Krise hat das Europäische Parlament sehr gestärkt. Es ist sehr demokratisch, daß es gestärkt hervorgegangen ist. Der bestmögliche Mann wird Präsident der Kommission, er wird der Nachfolger von Jaques Delors, dazwischen hat es niemand gegeben. Nur muß sich die Bundesrepublik dann auch entscheiden, Kommissare zu schicken, weil sie gut sind, und nicht, weil man sie in Bonn nicht mehr will.

ruprecht: Dieser Vorwurf gilt aber doch wohl auch für einige andere Mitgliedsstaaten?

Grosser: Nein, in Frankreich etwa sind das Leute, die waren Premierminister, dann Kommissar, dann wieder Minister...

ruprecht: Aber Edith Cresson hat die Krise doch erst ins Rollen gebracht!

Grosser: Die arme Edith Cresson! Was sie getan hat, war keine persönliche Bereicherung, sondern sie hat Dinge gemacht, wie sie jeder französische Politiker tut. Nur nimmt man das in Deutschland ernster. Hier muß die Vorsitzende der FDP-Fraktion in Berlin zurücktreten, nur weil sie auf Kosten der Fraktion beim Frisör gewesen ist. Da gäbe es bei uns gar keine Politiker mehr, beziehungsweise keine Politikerinnen!

ruprecht: Sie sind in Frankfurt geboren, sehen sich aber selbst als Franzose?

Grosser: Ich bin Franzose! Das ist in Frankreich - Gott sei Dank anders als in Deutschland. Ich bin Franzose, weil ich französischer Bürger bin. Aber man ist Deutscher, weil man deutsche Großeltern

gehabt hat. Glücklicherweise verschwindet das Völkische langsam aus Ihrer Gesetzgebung. Aber es ist noch immer da. Das finde ich besonders katastrophal zu einer Zeit, wo das völkische Denken Mittel- und Osteuropa zerreißt. Wir müssen da ein Beispiel geben, das eben nicht völkisch aufgebaut ist.

ruprecht: Ist das für sie ein wichtiger Unterschied zwischen der deutschen und der französischen Identität?

Grosser: Das ist der Hauptunterschied. Ich habe einen Freund in der Bretagne, der ist Bürgermeister einer kleinen Stadt und sozialistischer Abgeordneter, der ist pechschwarz und er ist Togolese. Aber er ist eben auch Franzose. Er ist ein togolesischer, bretonischer Franzose. Das ist überhaupt kein Problem. In Deutschland wäre er wohl nicht Bürgermeister.

In Deutschland wird Herr Özdemir nicht Ausländerbeauftragter, weil er türkischer Herkunft ist. Da hat er ganz richtig gesagt, daß dann auch keine Frau Frauenbeauftragte werden darf.

ruprecht: Cem Özdemir ist aber in erster Linie an der Frauenquote seiner Partei gescheitert.

Grosser: Das ist eine der erstaunlichsten Erscheinungen in Deutschland: Die Partei, die am meisten für Freundlichkeit und Menschenliebe eintritt, bringt untereinander eine Möglichkeit des Hasses auf, die sogar stärker ist als bei der CDU.

ruprecht: Herr Professor Grosser, wir danken Ihnen für das Gespräch.

(alt, ab)

(ab, alt)

Inhaltsverzeichnis Ausgabe 59

Das Orakel von Heidelberg

Heidelberger Club wagte mit seinem Symposium den Blick in die Zukunft

Der Heidelberger Club für Wirtschaft und Kultur begab sich in seinem diesjährigen Symposium auf die Suche nach der "Identität im neuen Jahrtausend". Das Organisatoren-Team, das wie gewohnt überwiegend aus Jura- und VWL-Studis bestand, hatte erneut eine Schar prominenter Redner versammelt, die an den drei Veranstaltungstagen ihre Vorstellungen über den Menschen von morgen präsentierten.

Den Auftakt bildete der Pariser Politologe Alfred Grosser, der die Zuhörer in seinem bemerkenswerten Eröffnungsvortrag dazu aufrief, Abstand vom Ich zu gewinnen: "Um herauszufinden, wer man ist, muß man sich zunächst von sich selbst distanzieren." Man solle sich nicht auf eine Identität reduzieren lassen, wie es mit den Juden im Dritten Reich geschehen sei. Die Identität eines Menschen setze sich immer aus vielen Facetten zusammen. Grosser bedauerte, daß es noch keine europäische Identität gebe, obwohl die Staaten der EU bereits mehr gemeinsame Gesetze und Verpflichtungen hätten, als die Staaten der USA.

Langanhaltender Applaus nach dem Vortrag zeigte, daß Grosser das Publikum mit seinen Gedanken bewegt hatte. Leider konnten von den nachfolgenden Referenten nur wenige an dieses Niveau anknüpfen. Den Schluß- und zugleich auch Tiefpunkt markierte die Rede von Bernd Protzner. Der ins Glied zurückgetretene ehemalige Generalsekretär der CSU sagte vor bereits deutlich gelichteten Reihen ökonomische Schulbuchweisheiten auf und erging sich in Banalitäten, wie daß die hohe Arbeitslosigkeit ein Problem für Wirtschaft und Politik sei, oder daß eine Neuverschuldung der Bundesrepublik besser vermieden werden sollte. Auch auf die anschließenden Fragen blieb er klare Konzepte schuldig und zeigte sich zudem recht einsilbig.

Doch auch andere bekannte Redner hatten wenig Erhellendes beizutragen. So brachte der Vortrag von Guido Westerwelle "Zukunft neu denken" das genaue Gegenteil seines Titels: Der FDP-Generalsekretär langweilte mit den alten Forderungen nach weniger Staat und mehr Eigenverantwortung der Bürger. Immerhin zeigte er sich aber schlagfertig und engagiert und fand den Zuspruch des äußerst geneigten Publikums. Auf die Sympathien der (überwiegend männlichen) Zuhörer stieß auch Christiane Prinzessin zu Salm-Salm, die Geschäftsführerin des deutschen Ablegers von MTV. Obwohl (oder weil?) ihr Kolloquium "Verloren im elektronischen Informations-Nirvana" zu einem Plauderstündchen über MTV verflachte, entwickelte sich eine rege Diskussion.

Der aufkeimende Verdacht, daß die Organisatoren mehr Wert auf große Namen als auf kompetente Redner gelegt hatten, erwies sich als gerechtfertigt: "Bei der Auswahl der Referenten haben wir in erster Linie das 'Who is Who' zu Rate gezogen", gab Pressesprecher Wolfgang Lambrecht unumwunden zu.

Ihren Ansprüchen wurden die Organisatoren nur teilweise gerecht: So wollten sie einen möglichst repräsentativen Querschnitt von Persönlichkeiten aus Politik, Wirtschaft, Wissenschaft und Kultur präsentieren, doch geriet die Auswahl der Politiker sehr

oppositionslastig, was allerdings durch die Absage von Herta Däubler-Gmelin verstärkt worden war. Dies dürfte jedoch die wenigsten der Teilnehmer, die auch nicht gerade einen repräsentativen Querschnitt durch die Studierendenschaft darstellten, gestört haben. Im Gegensatz zu dem Ziel des Clubs, den Kontakt zwischen den Studierenden und den geladenen Persönlichkeiten zu fördern, mühten sich einige der Organisatoren redlich, jeglichen Kontakt zu den Referenten außerhalb der festgesetzten Redezeiten zu verhindern. Bei der Organisation der Veranstaltungen gab es jedoch einige Verbesserungen zu den Vorjahren. Trotz eines nicht immer reibungslosen Ablaufs, hat das Orga-Team diese Herausforderung bestanden.

Der Frage nach der Identität im neuen Jahrtausend ist das Symposium nur wenig nähergekommen. Trotzdem mag es von allen Beteiligten als Erfolg gewertet worden sein, da die Organisatoren ihre Manager-Qualitäten mal unter realen Bedingungen ausprobieren durften (auch wenn die dunklen Limousinen und die Handys noch geliehen waren) und viele der Teilnehmer, durch den Kontakt mit den Wirtschafts- und Gesellschaftsgrößen, ihrer Identität von morgen möglicherweise schon heute begegnet sind.

(alt)

Inhaltsverzeichnis Ausgabe 59

Massiver Bauboom in Neuenheim

Die Studis aus dem Feld dürfen sich modernster Ausstattung erfreuen

Es tut sich so einiges im Neuenheimer Feld! Während die Studis aus der Altstadt wohl noch lange auf eine Sanierung oder Erweiterung ihrer Institute warten können, werden ihre Kommilitonen aus dem Neuenheimer Feld mit einer ganzen Reihe von Neubauten beglückt.

Letzten Donnerstag wurde das neue Verfügungsgebäude der Uni Heidelberg durch den baden-württembergischen Ministerpräsidenten Erwin Teufel eingeweiht, im Sommer diesen Jahres werden die Sportler von Uni und PH ihre neue Sporthalle beziehen können, im Juli wird mit dem Neubau der physikalischen Institute begonnen werden, im Dezember mit der Errichtung eines neuen Medizinischen Instituts und ebenfalls noch dieses Jahr mit dem Bau des Otto-Meyerhof-Zentrums. Außerdem, so Ministerialdirigent Thomas Knödler, sei eine Modernisierung der technischen Anlagen im Institut für Chemie und im Theoretikum, sowie der Neubau des Botanischen Gartens, des Botanischen Instituts und der Biologischen Institute vorgesehen. Diese Projekte werden aber erst im nächsten Jahrtausend angegangen werden.

Die Altstadt-Institute bleiben unerwähnt. Der Platzmangel in der Innenstadt ist eine plausible Erklärung dafür. Vielleicht ist es aber doch auch so, daß die Geistes- und Sozialwissenschaftler nach weit verbreiteter Auffassung nicht auf moderne Geräte und Gebäude angewiesen sind, vielleicht auch, daß man glaubt, daß beispielsweise die Historiker und Germanisten, die sich "am liebsten" mit Sitten und Sprachen des Mittelalters beschäftigen, sich in teilweise maroden und vor allem kuschelig engen Gemäuern ihrem "Hobby" etwas näher fühlen.

Den Naturwissenschaftlern jedoch sei ihr Glück gegönnt! Das hochmoderne Verfügungsgebäude, welches Bund und Land 47.5Mio. DM gekostet hat, wird den Physikern, ganz besonders den Instituten für Umweltphysik und für Physikalische Chemie die Möglichkeit geben, bisher nicht realisierbare Experimente durchzuführen. Ebenfalls die fortschrittlichste Einrichtung wird die neue Sporthalle bieten. Den Studis von PH und Uni werden dort drei verschiedene Hallen, außerdem ein Krafraum, ein Diagnoseraum, viele Seminarräume und eine Indoor-Kletterwand zur Verfügung stehen. Dabei muß fairerweise betont werden, daß diese Halle niemals erbaut worden wäre, hätte nicht das Bundesleistungszentrum, der zukünftige Olympiastützpunkt, die alte Halle für sich allein beansprucht und der Uni für die Freigabe des Gebäudes 20Mio. DM gezahlt. Die Physikalischen Institute sollen gegenüber der Zentralmensa entstehen und werden dadurch wohl eine Vielzahl von Parkmöglichkeiten verdrängen. Diese sollen jedoch, nach Aussagen des Bauamtes, an anderer Stelle neu geschaffen werden. In drei Bauabschnitten werden schrittweise alle Institute der Physik aus dem Philosophenweg ins Neuenheimer Feld verlegt. Der erste Bauabschnitt soll im Januar 2002 fertiggestellt sein und 65Mio.DM kosten. Das neue Gebäude wird die Institute für Angewandte Physik und Hochenergiephysik, sowie eine Experimentierhalle und Seminarräume beherbergen.

Das größte Projekt im Feld ist der Neubau der Medizinischen Klinik für

287Mio. DM. In späteren Bauabschnitten wird die Haut- und Frauenklinik, die Chirurgische- und Kinderklinik neuerrichtet werden. Ziel ist es, alle Fachbereiche der Uniklinik, außer der Psychiatrie und Psychosomatik, in einem durch Brücken- und Verbindungsgänge eng verbundenen Gebäudekomplex unterzubringen. Das neue Otto-Meyerhof-Zentrum wird dem Klinikum außerdem zusätzliche Forschungsflächen bieten.

Mit dem Umzug weiter Teile der Uniklinik nach Neuenheim wird es auch einen Lichtblick für die Studis der Altstadt geben. Die verwaisten Klinikgebäude in Bergheim sollen dann durch ihre Institute genutzt werden.

(nal)

Inhaltsverzeichnis Ausgabe 59

"Krise als Chance"

Psychologische Beratungsstelle bietet Hilfe an

Nur wenige Studenten fanden am "Tag der offenen Tür" der Psychologische Beratungsstelle (PBS) des Studentenwerks Heidelberg den Weg in das idyllisch am Schloßberg gelegene schmucke Gebäude, in das alle Interessierten am letzten Tag des Monats April geladen waren. Alle, die sich im Studium nicht zurechtfinden, Zweifel an ihrer Fächerwahl oder persönliche Schwierigkeiten haben und Studium und Leben nicht mehr meistern können, erwartet hier professionelle Hilfe. Nach dem Motto "Krise als Chance" versucht die PBS, diesen Studierenden wieder auf die Beine zu helfen.

"Schätzungsweise 13 bis 16 Prozent der Heidelberger Studierenden", meint Dr. Holm-Hadulla, bisheriger Leiter der PBS, "haben Beratungsbedarf". Die Ursachen dafür seien vielschichtig: "Arbeits- und Lernschwierigkeiten, Prüfungsangst, Partnerprobleme, mangelndes Selbstwertgefühl." Probleme im Studium zögen unweigerlich weitere Probleme nach sich. Von den etwa 16 Prozent, die eine Beratung aufsuchen sollten, realisierten dies nur 50 Prozent. Die Hälfte von ihnen habe Selbstmordgedanken. Bei den übrigen dominiere die Scheu davor, sich professioneller Hilfe anzuvertrauen. Dabei sei eine rasche Ursachenbekämpfung mit therapeutischer Hilfe dringend geboten, um langfristig "ausgeprägte Störungen" zu verhindern. Zwei Drittel der Hilfesuchenden seien Frauen. Männer brächten nach Holm-Hadullas Erfahrungen weniger den Mut auf. Doch gerade die Tatsache, daß das Verhältnis in psychiatrischen Kliniken umgekehrt sei, zeige die Notwendigkeit frühzeitiger Prävention.

Nach Studienfächern betrachtet, ist der größte Anteil der Ratsuchenden bei den Studierenden der Psychologie zu finden, gefolgt von Jura und den Geisteswissenschaften. Doch nehmen auch Mediziner und Naturwissenschaftler zu. Die frühe Behandlung habe aber noch einen Effekt: neben der Ursachenbekämpfung sei dies auch eine kostensparende Methode für die Universität, würde man doch Studienabbrüchen und langem Studium entgegenwirken. Etwa 50 Prozent der Klienten erführen laut Holm-Hadulla nach 15 Sitzungen eine deutliche bis vollkommene Besserung, bei etwa 20 Prozent sei eine Langzeitbehandlung nötig.

Den Besuchern des "Tags der offenen Tür" wurde ein Einblick in die PBS gewährt. Bleibt zu wünschen, daß viele Behandlungsbedürftige auch in Zukunft in die PBS finden und die geplanten Sparmaßnahmen des Studentenwerks dieses Angebot nicht gefährden.

(cl, ko)

Von Gefrierkammern und eingefrorener Lehre

Seit Jahren fühlt sich Professor Schmidt in der Forschung behindert - nun geht er an die Presse

"Was will Prof. 'Holiday' auf Malta?", so lautete die Überschrift eines BILD-Artikels, der am 10. April diesen Jahres erschien. Zu lesen war da die Geschichte eines Professors, der seit Jahr und Tag seine Kollegen, was die Lehre angeht, im Stich läßt und nur während des Sommersemesters eine Veranstaltung anbietet. Dann nämlich kreuzt er laut BILD mit einem kleinen Grüppchen Studenten auf einem Segelschiff 14 Tage durchs Mittelmeer. Das Ganze bezeichnet er dann als "meeresbiologisches Praktikum".

Es schien einleuchtend, daß solch einem Mann das Handwerk gelegt werden muß. Der Verwaltungsrat der Universität faßte den Entschluß, dem Professor die Mittel für seine meeresbiologische Exkursion zu verweigern. Das ließ sich dieser aber nicht gefallen und zog kurzerhand vor das Verwaltungsgericht in Karlsruhe. Die Verweigerung der Mittel sei ein Eingriff in die Freiheit von Forschung und Lehre, so seine juristisch offenbar korrekte Feststellung, denn das Gericht urteilte, daß der Verwaltungsrat der Universität seine Entscheidung noch einmal überdenken müsse. Zwar gebe es die Möglichkeit, bei Nichterfüllung des Lehrauftrags zu disziplinarischen Maßnahmen zu greifen, dazu gehöre jedoch nicht die Streichung von Exkursionsmitteln, so der Bescheid des Gerichtes.

Als Reaktion auf das Gerichtsurteil erschienen verschiedene Zeitungsartikel, in welchen der Professor Dr. Dr. Hajo Schmidt namentlich genannt wurde. Dies erlaubt es ihm, nun erstmals selbst eine Stellungnahme gegenüber der Presse abzugeben, was ihm bisher aufgrund seines Beamtenstatus verwehrt gewesen war. Dem *ruprecht* präsentierte und erläuterte der Meeresbiologe, der nach eigenen Angaben weltweit als Kapazität für Blumentiere bekannt und anerkannt ist, nicht nur zahlreiche Schriftstücke und Akten als "Beweise", sondern auch eine Geschichte, die wie die Vorlage für einen neuen "Campus-Roman" klingt:

Sie beginnt an einem Montagmorgen im Oktober 1994. Professor Hajo Schmidt, der nach längerer Abwesenheit an die Universität zurückgekehrt ist, betritt sein Büro, und findet es mit Kisten und Kartons vollgestopft. Inhalt: Laborgeräte, Akten und Aufzeichnungen von Forschungsprojekten, alles wahllos durcheinandergeworfen. Die Sachen gehören ihm und befanden sich bis zu diesem Zeitpunkt in seinem an das Büro angrenzenden Labor.

Schmidt erinnert sich: Sein Schreibtisch ist offensichtlich durchwühlt worden, darin befanden sich die Schlüssel für das Forschungslabor. Sie sind verschwunden. Doch nicht nur sie. Als der Professor mit einer Bestandsaufnahme seiner Arbeitsgerätschaften beginnt, muß er feststellen, daß ganze Aquarien und deren Zubehör, Diaserien und Karteikarten mit Aufzeichnungen, die er für seine Arbeit für die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) benötigt, verschwunden sind. Doch der Vorfall ist nicht der erste seiner Art. Als er sich ein Jahr zuvor in der Wahrnehmung einer Honorarprofessur in Puerto Rico aufgehalten hatte, hatte man sein erstes Labor ausgeräumt. Die Utensilien, die sich darin befanden, verschwanden nach Schmidts Angaben für anderthalb Jahre im Keller des zoologischen Instituts, wo sie in einer ausgedienten Gefrierkammer untergebracht wurden.

Professor Schmidt blieb es verwehrt, zu erfahren, wohin man die Sachen, darunter seine Fachliteratur, geschafft hatte. Das leergemäute Labor wurde an einen Kollegen vergeben, eine Entscheidung, die nicht von dem dafür laut Universitätsgesetz (UG) zuständigen Verwaltungsrat getroffen worden war. Als Grund für die Räumung des Zimmers wurde mangelnde Arbeitssicherheit angeführt, obwohl sich in dem Labor seit Jahren nichts verändert hatte. Über keine der beiden Räumungsaktionen sei er vorher informiert worden, klagt Schmidt. Auch sei er nicht gefragt worden, wofür er die Räumlichkeiten benötige. Professor Schmidt wandte sich mit der Bitte um Unterstützung schriftlich an den Kanzler; von dessen Seite erfolgte jedoch keine Reaktion.

Im Laufe der Jahre, die Professor Hajo Schmidt an der Heidelberger Universität tätig ist, hat er nach eigener Aussage schon einiges miterlebt, dem er machtlos gegenüberstand.

So erhält er schon seit Jahren aus dem Forschungsetat der Fakultät gerade mal 3000 Mark, während seine Kollegen mit Summen zwischen 15.000 und 25.000 Mark pro Jahr ausgestattet werden. Erklären läßt sich das höchstens dadurch, daß sein Status als Universitätsprofessor nicht zur Kenntnis genommen wird, sondern man ihn von seinem Rang her offenbar mit einem Zeitdozenten gleichsetzt. Diesen werden in der Tat nur zwischen 2000 und 2500 Mark jährlich zur Verfügung gestellt. Die Versuche des Professors, eine finanzielle Gleichstellung zu erreichen, scheiterten stets an dem Hinweis der Verwaltung, er erhalte doch zusätzliche Forschungsgelder von der DFG. Als die Fakultät sich schließlich bereit erklärte, seiner Forderung nach finanzieller Unterstützung nachzugeben, knüpfte sie dies an die Bedingung, daß Professor Schmidt einen förmlichen Projektantrag einreichen müsse. Er reichte daraufhin einen Antrag für ein Projekt ein, das, wie aus einer früheren Publikation zu ersehen war, bereits mehrfach von der Deutschen Forschungsgemeinschaft gefördert worden war. Ein Gutachter der Universität kam jedoch zu dem Schluß, das Projekt sei uninteressant und zur Förderung ungeeignet. Der Name des Gutachters wird ihm, so Schmidt, bis heute vorenthalten, obwohl er als Beamter ein Recht darauf hat, diesen zu erfahren. Erklärung der Kanzlerin der Universität, Romana von Hagen: "Weil der Gutachter ansonsten mit dem Beginn einer erheblichen Korrespondenz mit Professor Dr. Dr. Schmidt zu rechnen hätte."

Nach eigener Aussage wurde Professor Schmidt 17 Jahre lang weder aufgefordert, sich an den im Biologiegrundstudium stattfindenden Praktika zu beteiligen, noch wurde er in deren Planung einbezogen. Man habe ihm die Beteiligung an den Grundpraktika verweigert, seit ihm von einem Kollegen unterstellt wurde, er habe eine Studentin sexuell belästigt. Eine Behauptung übrigens, die dieser Kollege schriftlich widerrufen mußte.

Um, wie er selbst sagt, seine Forschungen voranzutreiben, beantragte der Professor in den Jahren 1997/ 98 die Freistellung für ein Forschungssemester. Seine beiden Anträge wurden abgelehnt, man verwies auf seine unzureichende Lehrtätigkeit und den Mangel an eigenen Publikationen. Laut Universitätsgesetz darf dies auf einen Freistellungsantrag jedoch keinen Einfluß haben.

Vor drei Jahren beschloß der Verwaltungsrat, Professor Schmidt doch wieder in die Lehre des Grundstudiums einzubinden. Nun sollte er die Hälfte seines Lehrdeputats mit Grundpraktika abdecken, was fast die Hälfte aller Zoologiegrundpraktika überhaupt ausmacht. Die andere Hälfte der Grundpraktika sollte dann von seinen Kollegen gehalten werden, von denen derzeit 14 potentiell für diese Aufgabe zur Verfügung stehen. Von der Übernahme der Grundpraktika wurde sogar die Bezuschussung seiner Exkursionspraktika im Hauptstudium abhängig gemacht. Professor Schmidt weigert sich, dieser Aufforderung nachzukommen, unter anderem deswegen, weil man

auch von ihm fordert, ein Ökologiepraktikum abzuhalten, welches im Lehrplan für das Grundstudium überhaupt nicht vorgesehen ist. Zudem sei er zuvor von seinen Kollegen für die Fachrichtung Ökologie als "nicht prüfungsberechtigt" eingestuft worden.

Wie Professor Schmidt erklärt, sei es ein einmaliger Vorgang in der Universitätsgeschichte, daß einem Professor von einem Verwaltungsrat, der laut Universitätsgesetz lediglich für die Zuteilung der Mittel und Einrichtungen zuständig ist, Umfang und Inhalt seiner Lehre vorgeschrieben wird.

Professor Schmidt führte sein meeresbiologisches Praktikum dennoch durch - ohne seine Auflagen erfüllt und ohne Zuschüsse erhalten zu haben. Kanzlerin von Hagen drohte ihm daraufhin mit Disziplinarmaßnahmen.

Professor Schmidt entschloß sich, vor Gericht zu gehen; er wußte, daß sein Praktikum ohne Zuschüsse nicht durchgeführt werden kann, was nach seiner Aussage ein Scheitern der ihm noch verbliebenen Lehre bedeuten würde.

Das Karlsruher Verwaltungsgericht urteilte zu Gunsten Schmidts. Der Verwaltungsrat muß seine Entscheidung jetzt noch einmal überdenken. Nach Aussage von Kanzlerin von Hagen wird man die gewünschten Mittel wohl bewilligen - für den vorigen wie auch für diesen Sommer. Andernfalls, so war in der *Stuttgarter Zeitung* zu lesen, fürchte die Universität, vor Gericht erneut den Kürzeren zu ziehen.

Bleibt die Frage: Warum das alles? Seine Forschung sei systematisch durch die Räumung seiner Labors und die unzureichende Finanzierung behindert worden, aus der Lehre habe man ihn fast gänzlich verdrängt. Das meeresbiologische Praktikum, welches ihm noch geblieben ist, und das nach Schmidts Angaben über die Universität hinaus im In- und Ausland nachgefragt wird und mehrfach Gegenstand von Publikationen auswärtiger Kollegen war, wurde nun vom Dekan im Verwaltungsrat für "verzichtbar" erklärt. Unverständlich auch für einige Studenten, die an diesem Praktikum bereits teilgenommen haben, und von denen Aussagen zu hören sind wie "Ich habe da so viel gelernt wie nie zuvor." Auch Professor Schmidt hat keine Erklärung für "diese gehäuften Verstöße gegen das Universitätsgesetz".

Von offizieller Seite war darüber leider nichts in Erfahrung zu bringen. An der Fakultät für Biologie verweigerten diejenigen, die am Telefon zu sprechen waren, die Auskunft über die Geschehnisse. "Dazu können wir leider nichts sagen." An dafür eventuell zuständige Personen konnte angeblich nicht weiterverwiesen werden. Dr. Michael Schwarz, Pressesprecher der Universität, zeigte immerhin etwas Entgegenkommen und machte auf zwei bereits erschienene Zeitungsartikel aufmerksam. Was alles weitere betreffe, so erklärte er, sei in dieser Angelegenheit einzig die Kanzlerin befugt, Auskünfte zu erteilen. Diese war jedoch leider nicht zu erreichen.

So kann man sich derzeit nur auf die Aussagen von Professor Schmidt stützen. Nach dessen Ansicht ist diese "Kampagne" gegen ihn die Folge von "Neid und Konkurrenzdenken". "Ich bin denen einfach ein bißchen zuviel herumgereist", lautet seine Erkenntnis. Hinzu kommt, daß Professor Schmidt sehr "unbequeme" Vorstellungen von Forschung und Lehre hat. So sollten etwa Forschungsgelder seiner Meinung nach von der Tauglichkeit der Projekte abhängig gemacht werden. Diese solle, wie es bei der DFG, für die der Professor 14 Jahre lang tätig war, üblich ist, durch unabhängige Gutachter überprüft werden.

Wie sich die Angelegenheit weiter entwickeln wird, bleibt abzuwarten. Als einen "für alle Seiten befriedigenden Ausweg" aus dem Rechtsdilemma sieht das Stuttgarter Wissenschaftsministerium die vorzeitige Pensionierung des zweiundsechzigjährigen Professors.

"Damit bin ich natürlich nicht einverstanden", sagt der streitbare Professor, der vorhat, auch in den ihm verbleibenden Jahren seiner Dienstzeit für seine Rechte auf die Barrikaden zu gehen.

Der Name des Autors ist der Redaktion bekannt

Inhaltsverzeichnis Ausgabe 59

Semesterticket: Jetzt wird's ernst!

Uni Mannheim geht Sonderweg - Heidelberg unter Zugzwang

Endzeitstimmung in der Fachschaftskonferenz (FSK) - die Studentenvertreter befürchten das Schlimmste: Ist dieses Sommersemester das letzte Semester mit einem erschwinglichen Studiticket? Sind die üppigen Zeiten bald vorbei - werden die Studenten nun ordentlich zur Kasse gebeten? Bis jetzt führten Uni und VRN harte Verhandlungen. Doch nun ließ das Unternehmen die Bombe platzen: Aus Mannheim liegt ein neuer Vertragsvorschlag vor, die Uni Heidelberg gerät massiv unter Zugzwang.

Wir erinnern uns: Ohne Vorwarnung kündigte der Verkehrsbund Rhein-Neckar (VRN) im Dezember 1998 seinen Semesterticket-Vertrag mit sämtlichen Universitäten im VRN-Tarifgebiet. Dazu gehören auch die Hochschulen Heidelberg und Mannheim. Dem Schreiben lag ein neuer Vertrag bei, mit der Bitte um Gegenzeichnung. Dieses Papier sah nicht nur die Erhöhung des Grundbeitrags, den jeder Student mit der Rückmeldung zahlt, von 19 Mark auf 22 Mark vor, sondern auch die Aufstockung des Ticketpreises auf 116 Mark. Langfristig plante der VRN die Angleichung des Semestertickets an die Schülerfahrkarte "MAXX", die zur Zeit 480 Mark im Jahr kostet. Die Antwort der Heidelberger Uni-Verwaltung und der Studentenvertreter: Nicht mit uns! Die universitären Gremien wollten erst verhandeln, bevor man dem VRN auch nur eine Mark zahlte. Die letzten Gespräche fanden am 29. April statt. Als Vertreter der Uni Heidelberg nahmen daran Eckhard Behrens und Wolf-Eckhard Wormser von der zentralen Universitätsverwaltung, Studentenwerksleiter Dieter Gutenkunst und Referenten der FSK teil. Hauptsprecher des VRN war Geschäftsführer Horst Kummerow. FSK-Referent Hans Bohle nannte die Diskussion "hitzig" - die Ergebnisse jedoch waren mager. Zwar sicherte der VRN zu, ab dem 30. Mai die Straßenbahnlinien 1 und 4 auf der Berliner Straße im fünf-Minutentakt fahren zu lassen. Geplant seien auch Straßenbahnen nach Kirchheim und in die Altstadt, womit der VRN die bereits 1995 versprochenen Angebotsverbesserungen als erfüllt sieht. Zu einer Einigung über die Zukunft des Semestertickets kam es allerdings nicht.

Ist also noch alles offen? Mitnichten. Denn Ulrike Remischewski von der Abteilung Öffentlichkeitsarbeit des VRN bestätigte gegenüber dem *ruprecht*, was vorher nur gerüchteweise bekannt war: "In Mannheim existiert eine neue Verhandlungsbasis". Das kann nur heißen, daß die Uni-Verwaltung Mannheim nicht weiter mit dem Verkehrsverbund um die Beibehaltung der bisherigen Vertragskonditionen ringen will und einen neuen Vertragsvorschlag gemacht hat. Die Rede ist von einer Erhöhung des Ticketpreises auf 120 Mark schon im kommenden Semester. Erst danach soll der Grundbeitrag für jeden Studenten auf 22 Mark angehoben werden. Damit würde der vorgesehene Preissteigerungs-Automatismus aufgehoben, bis 2002 sollen die neuen Preise gelten. Eine Aufrundung erfolgt bis dahin nur durch die Euro-Einführung 2001.

Als den "größten Hammer" aber bezeichnete Bohle eine Behauptung des VRN-Geschäftsführers Kummerow, nach der das Unternehmen eine folgenreiche Zusicherung vom Bildungsministerium erhalten habe.

Bohle: "Trifft das zu, bleiben die zur Zeit an den VRN gezahlten Landeszuschüsse für den Ausbildungsverkehr auf jeden Fall erhalten - egal, ob das Semesterticket in der augenblicklichen Form weiterbesteht oder nicht."

Damit wird der Uni Heidelberg die Pistole auf die Brust gesetzt. Gelingt der Mannheimer Hochschule der Vertragsabschluß - zahlreiche kleinere FHs und Unis im VRN-Gebiet sollen, so die FSK, schon unterschrieben haben -, steht Heidelberg allein da. Aufgrund der Zusagen vom Land fehlt den Heidelbergern zudem jegliches Druckmittel. "Der Vertrag muß unterschrieben werden", erklärte Remischewski, und stellt damit klar: Entweder gibt es ein Semesterticket mit höherem Verkaufspreis und höherem Grundbeitrag - oder die Heidelberger Studis müssen im Wintersemester auf Fahrrad und Auto umsteigen. Das will sich die FSK nicht bieten lassen. Um es dem VRN und der Stadt, die bis jetzt eher Position für das Verkehrsunternehmen bezogen hat, zu zeigen, möchte man einen Autotag veranstalten: Dann soll jeder Student mit seinem Wagen zur Uni fahren - Verkehrschaos vorprogrammiert. "Vielleicht", hofft Bohle, "merken Stadt und VRN dann, daß es ohne Semesterticket nicht geht."

(sk)

Inhaltsverzeichnis Ausgabe 59

Späte Ernte des Protests

Studentischer Aufenthaltsraum bei den Germanisten eingeweiht

Die meisten unter uns erinnern sich noch lebhaft an den bundesweiten Streik im Wintersemester 97/98, angestoßen durch den "Bildungsklausur" - die massiven Kürzungspläne nicht nur des Stuttgarter Bildungsministeriums. Als der studentische Protest in Heidelberg nach dem Jahreswechsel 97/98 seinen ursprünglichen Schwung verloren hatte, ergab sich aus studentischer Sicht eine ernüchternde Bilanz.

Die Folgen des lautstarken Aufruhrs waren kaum feststellbar - von einem Einlenken der Politiker keine Spur. Doch neben dem jüngsten höchstrichterlichen Rückruf der als "Bearbeitungsgebühr" getarnten Studiengebühren von 100 Mark im Semester trägt der Streik nun noch an anderer Stelle Früchte: am germanistischen Seminar. Dort fand Anfang Dezember 1997 eine Podiumsdiskussion zwischen Studenten und Dozenten der Germanistik statt.

Alarmiert durch projektierte 26prozentige Etatkürzungen in der Germanistik bis zum 2006 war damals auch die Professorenschaft fast vollzählig bei der Veranstaltung zugegen. Zumindest eine der damals wesentlich umfassenderen studentischen Forderungen konnte nun realisiert werden, nachdem die Seminarleitung seinerzeit in diesem Punkt Bereitschaft zur Kooperation signalisiert hatte.

Seit Beginn des Sommersemesters steht den Heidelberger Germanistikstudenten endlich ein ernstzunehmender Aufenthaltsraum im Palais Boissière zur Verfügung. Schon seit mehreren Jahren hatte die Fachschaft sich immer wieder für die Einrichtung eines solchen Treffpunktes am Seminar stark gemacht - bis zum Dezember 1997 erfolglos. Nachdem im vergangenen Jahr ein geeigneter Raum gefunden war, konnten sich die agilen Raumdesigner der Fachschaft in der gerade beendeten vorlesungsfreien Zeit der produktiven Mitgestaltung ihres Instituts annehmen. Sie schafften gemütliche Sofas, Sessel, einen Kühlschrank, eine Kaffeemaschine und Schränke herbei. Damit richteten sie den "Common Room" am PB wohnlich ein.

Von diesem Semester an können es sich die über zweitausend Heidelberger Studenten der Germanistik zwischen ihren Veranstaltungen am eigenen Seminar gemütlich machen, ohne länger auf Marstall und Co. angewiesen zu sein.

Erstmals genutzt werden konnte der Raum schon vor Semesterbeginn im April, nämlich zur Erstsemestereinführung der Fachschaft. Zu finden ist der Gemeinschaftsraum (Raum 024) im Erdgeschoß des linken Seitenflügels des Palais. Seine Öffnungszeiten entsprechen natürlich denen des Seminars. Für seinen hoffentlich dauerhaft einladenden Zustand sind die Benutzer selbst verantwortlich. Deshalb sollte ein pfleglicher Umgang mit der Einrichtung selbstverständlich sein. Die ideell gestärkte Fachschaft beschloß denn auch sogleich, ihren Erfolg am ersten Maiwochenende mit einer Fahrt in die europäische Kulturstadt 1999, nach Weimar, zu feiern. Dort sollen unter anderem Richtungsentscheidungen für die als nächstes anzustuernden Fernziele getroffen werden.

Nach Ansicht der aktiven Germanisten hat sich der Kampf um

studentische Freiräume einmal mehr nicht nur als zäh, sondern
vielmehr auch als notwendig und sinnvoll erwiesen.

(kwa)

Inhaltsverzeichnis Ausgabe 59

Studium mit Handicap

Behindertenbeauftragter als Nebenjob

Den Anblick so manches Professors mag sich der ein oder andere Student sicherlich gerne ersparen. Was es jedoch bedeutet, den kompletten Studienalltag ohne Sehsinn zu meistern, können sich die meisten nicht vorstellen. Behinderte Studenten benötigen neben zusätzlicher Organisationszeit und Eigenengagement oft einige Geduld im Miteinander mit nicht-behinderten Kommilitonen. Hilfestellung rund ums Studium bietet ihnen dabei der Behindertenbeauftragte der Universität, Eckhard Behrens.

Vieles an Behrens' Arbeit entwickelt sich im Projektstil, denn das Amt als Behindertenbeauftragter rangiert neben seiner Arbeit als Dezernent für Studium und Lehre nur als eine Art Nebenjob. "Leider habe ich zu wenig Zeit. Das hat zur Folge, daß ich in der Vergangenheit dem ein oder anderen Behinderten sicherlich auch einmal nicht gerecht werden konnte, daß ich etwas versprochen habe, was sich dann nicht umsetzen ließ", so Behrens. Da fällt ihm zum Beispiel der Computerplatz mit Diktierprogramm ein, der im Moment installiert wird. "Das Traurige an der Geschichte ist, daß sie sich über zwei Jahre hinzog", bedauert er.

Beim nächsten Gedanken erhellt sich die Miene des Behindertenbeauftragten jedoch wieder: "Wir brauchen eine ehrenamtliche Truppe", erzählt er und erwartet sichtlich begeisterte Reaktion bei seinem Gegenüber. Zu diesem Projekt wurde er von einer Stipendiatin inspiriert, die ihren Geldgebern ehrenamtliches Engagement nachweisen muß. Die "Truppe" könnte den Behinderten zu Studienbeginn beispielsweise das Einleben erleichtern. "Viele Behinderte werden zu Hause überbetreut", so Behrens. Plötzlich alles selbständig und alleine erledigen zu müssen, fällt dann natürlich um so schwerer.

Die Integration in der Semestergruppe ist daher ein wichtiger Punkt für behinderte Studenten. Das kann jedoch nach Behrens nur dann erreicht werden, wenn der Behinderte bereit ist, über seine Behinderung zu reden. "Es entsteht erst dann ein kreatives Verhältnis, wenn man als Nicht-Behinderter weiß, wann ein Handgriff eine Hilfe ist, und wann er bloß stört."

Zu unterscheiden, wo es angebracht ist, über die eigene Behinderung aufzuklären und wo nicht, muß ohnehin jeder Betroffenen selbst lernen. Von den Behinderten an der Universität Heidelberg, die etwa acht Prozent der Studentenschaft ausmachen, gibt nur ein verschwindend kleiner Anteil bei der Immatrikulation ihre Behinderung an.

Bei konkreten Problemen ist Behrens auf die Behinderten selbst angewiesen. Er ist überzeugt, daß er, sobald er über einen Mißstand informiert ist, mit offiziellen Briefen als Behindertenbeauftragter das ein oder andere Verfahren beschleunigen und Veränderungen gezielter in Gang setzen kann.

Trotzdem gibt es natürlich alte Gebäude, die rein bautechnisch nicht mehr rollstuhlgerecht umgebaut werden können, beispielsweise das zentrale Sprachlabor. Dort werden behinderte Studenten teilweise im Rollstuhl die Treppen hochgetragen. Was es aber wirklich bedeutet, als Gehbehinderter auf solcherlei Hilfen angewiesen zu sein, können sich

die meisten Nicht-Behinderten wiederum nicht vorstellen.

Seit Januar ist der Behindertenbeauftragte auch im Internet präsent:

www.zuv.uni-heidelberg.de/handicap

(bak)

Inhaltsverzeichnis Ausgabe 59

"Das Feld ist eine Katastrophe"

Drei behinderte Heidelberger Studenten plaudern aus dem Nähkästchen

Simone, 7. Semester Germanistik, Erziehungswissenschaft

Ich sehe nur etwa zu 25 Prozent, dadurch gibt es im Studienalltag natürlich einige Schwierigkeiten.

Bei der Auswahl meiner Seminare muß ich mich danach richten, daß ich für das Lesen mehr Zeit brauche als andere. Zum Glück habe ich bisher nur positive Reaktionen erlebt, wenn ich mich deswegen oder wegen größer gedruckten Kopien bei Klausuren an Dozenten gewandt habe. Um diese Dinge muß man sich als behinderter Student einfach selbst kümmern.

In meinem zweiten Semester habe ich mit einigen Kommilitonen die "Interessengemeinschaft blinder und sehbehinderter Studierender" (IBSS) mitbegründet. Wir wollten eigeninitiativ etwas organisieren.

Ich denke, daß bei Behinderten zwei Extrempositionen festzustellen sind: die einen meinen, sie seien furchtbar arm, und die Gesellschaft muß jetzt als Ausgleich etwas für sie tun, und das andere Extrem sind Behinderte, die meinen, sie müßten alles ganz alleine schaffen - als gäbe es die Behinderung nicht. Ich finde, beide Positionen falsch. Es ist schon wichtig zu artikulieren, wo ich eingeschränkt bin und wo nicht.

Claudia, 5. Semester Erziehungswissenschaft, Psychologie, Soziologie

Seit einem Verkehrsunfall kann ich meinen rechten Arm nicht mehr benutzen. Da ich nun alles mit dem linken mache, ist dieser überlastet und fast permanent entzündet. Ich kann also keine Mitschriften anfertigen und Hausarbeiten tippen.

Als ich zu studieren anfang habe ich versucht, mir mit einem Diktiergerät zu helfen. Das ist aber daran gescheitert, daß manche Dozenten nicht bereit waren, ihre Vorlesungen aufzeichnen zu lassen.

Als die ersten Diktierprogramme auftauchten, wandte ich mich mit der Bitte, ein solches auf einem Computer innerhalb der Universität zu installieren, an Herrn Behrens, dem Behindertenbeauftragten der Universität, gegangen. Die Problematik war ihm wohl neu, aber er ist gleich darauf eingegangen. Leider folgte ein wochenlanges hin und her. Herr Behrens war wohl ziemlich überlastet. Er hat schlicht keine Zeit, nehme ich an, um manche individuellen Probleme, wie sie bei Behinderten nun einmal oft auftauchen, zu lösen. Nach über einem halben Jahr gab ich dann auf. Das verlief ganz leise im Sande.

Über einen Professor am Erziehungswissenschaftlichen Seminar wurde wenig später mit Hilfe von Herrn Behrens ein Computer im PC-Pool für mich als Zwischenlösung aufgerüstet. Der Geräuschpegel dort ist zwar etwas problematisch, aber es ist mir eine Hilfe.

Trotz allem muß ich noch viel handschriftlich machen, dadurch studiere ich im Prinzip auf Kosten meiner Gesundheit, aber ich möchte mein Studium möglichst genauso durchziehen wie andere auch. Bevor ich mir allerdings auch noch meinen linken Arm ruiniere, nehme ich es in Kauf, länger als die Regelzeit zu studieren.

Alex, 14. Semester, Psychologie

Als ich anfang zu studieren gab es keinen Fahrstuhl im Psycho-Institut, so daß es anstrengend für mich war, in manche Räume zu kommen. Mittlerweile sind die Bedingungen für Gehbehinderte am Institut fast optimal. Im Neuenheimer Feld dagegen ist es eine Katastrophe.

In der Triplex-Mensa gibt es zwar einen Aufgang, aber der ist so steil, daß man es als Rollstuhlfahrer kaum alleine schafft, dort hochzukommen.

Ich bin mittlerweile im 14. Semester und muß daher Studiengebühren zahlen, was eigentlich ein richtiger Hammer ist. Daß ich länger als die Regelstudienzeit brauche, liegt zweifellos unter anderem an meiner Behinderung. Der Studienalltag ist für einen Behinderten oft aufwendiger und anstrengender als für einen Nicht-Behinderten. Ich habe mich zwar an den Behindertenbeauftragten Behrens gewandt, aber die Behinderung allein reicht rechtlich einfach nicht für eine Härtefallregelung aus. Es ist doch absurd, Arbeitsverlängerungen etwa bei Hausarbeiten einzuräumen, andererseits aber nicht zu berücksichtigen, daß damit auch die Studiendauer verlängert wird.

(bak)

Kulturwallfahrer in Weimar

Heidelberger Germanisten suchen Goethe in Neufünfland

Ein Vierteljahr im voraus ist die beste Zeit, um eine Gruppenunterkunft in einer der vier völlig überlasteten Jugendherbergen Weimars zu reservieren. Es ist nicht länger zu leugnen: Neufünfland konkurriert auf der Liste der Top-Events des Jahres um die vordersten Ränge. Von der Ruperto Carola gesponsert, machte sich Anfang Mai eine Gruppe germanistischer Heidelberger Kulturwallfahrer auf den Weg in Europas "Kulturstadt 99", um dort eine Facette der Großbaustelle Aufbau Ost zu begutachten.

Die vielgeschmähte Thüringer Kleinstadt, die vor allem als Wahlheimat des Frankfurter Juristen Goethe nach 1775 zu Weltruf gelangte, wartet dieser Tage mit einem Programm auf, wie man es sonst eher von Megahappenings á la Documenta, Kirchentag oder Expo gewohnt ist. Das Hochglanz-Programm von der Dicke eines Versandhaus-Kataloges listet die dicht aneinandergereihten Veranstaltungen des ganzen Festjahres auf: Theater, Ballett, Kino, Konzerte, Diskussionsrunden und Modern-Art-Installationen, sogar Weimar-Clips wurden gedreht.

Weimar heute ist ein herausgeputztes, in sechs Jahren kostspielig renoviertes Nest, das es mit der allzu vertrauten "Heidelberger Idylle" mühelos aufzunehmen vermag. Zudem gehört es seit einigen Monaten zum Unesco-Welterbe. Eine Stadt der pastellfarbenen getünchten alten Baudenkmäler, Cafés und der zahllosen Parks. An jeder Ecke hat der Stadtführer, ein philologischer Überzeugungstäter, eine Anekdote von den verblichenen Meistern zu erzählen, und jedes dritte Haus scheint in irgendeiner bedeutungsgeladenen Verbindung zu Herder, Schiller, Goethe, Liszt und Nietzsche zu stehen.

So nimmt auch kaum wunder, daß einem in Goethes in klassischem Bombast eingerichtetem Wohnhaus niemand geringerer als des Kanzlers Kulturadvokat Michael Naumann höchstselbst aufwartet. Bei seiner Rede zur Eröffnung des neuen Goethe-Nationalmuseums spricht Naumann von einer "kopernikanischen Wende"; gemeint ist das Museumskonzept. Das modern gestaltete Ausstellungsgebäude neben Goethes Wohnhaus stellt Goethes Epoche vom Amtsantritt der Herzogin Anna Amalia 1759 bis zu Goethes Tod 1832 dar. Fast 700 Exponate vom Theaterrequisit über Büsten, Kompendien, exotische Naturalia und Möbel sollen die Aura der Epoche reproduzieren und Goethe dabei als zentral in sie eingebettete Gestalt präsentieren. Die Ausstellung setzt auf den mündigen Besucher, der sich seinen Weg durch den Kulturdschungel selbst zu bahnen versteht und auf lehremeisterliche Ambitionen lieber verzichtet. Darüber hinaus erlaubten sich die Berliner Architekten einige geistvolle Spitzen, so etwa die Installation eines wandernden Spiegels auf dem Dach, der durch ein Prisma ein kräftiges Farbenspektrum an die Wand des Museumsfoyers wirft. Dem in den Fragen der Farbenlehre strikt bekämpften Newton wird so posthum im Haus seines Antipoden die Ehre gegeben.

Nach Besuch von Nationaltheater, Goethehaus, Bibliotheken, einer makabren Schlachthof-Party und selbst eines PDS-Chors im FDJ-Dreiß zum Tag der Arbeit endet die Weimar-Exkursion mit einer Fahrt zum Ettersberg und zur nahe gelegenen Gedenkstätte Buchenwald.

Ausgerechnet auf Buchenwald lenkt die freie Wirtschaft gerne mit bedrückendem Gespür für Fettnäpfchen ihr Augenmerk, wenn es wieder einmal der Ideen für "neue" Werbekampagnen ermangelt; so kürzlich erst die Imbißkette Burger King, die mit dem Buchenwald-Spruch "Jedem das Seine" für ein thüringisches Kneipenfestival warb.

Auch die Organisatoren des Kulturstadt-Jahres akzentuieren in der Ausrichtung des Weimar-Programms die unübersehbare Nähe zwischen alteingesessenem Kulturzentrum und der modernen massenhaften Menschenvernichtung. Vor der Gedenkstätte steht der noch für den KZ-Kommandanten errichtete Privat-Zoo; in Buchenwald passiert man die "Goethe-Eiche", derweil der Blick über das talwärts gelegene idyllische Weimar schweift. Erst hier stellt sich schließlich ein - beklemmender - Eindruck des Irrealen ein, dem mit keinem Gespräch mehr beizukommen zu sein scheint.

(kwa)

Inhaltsverzeichnis Ausgabe 59

Geflüchtet

Vom Kosovo nach HD

17 Kosovoflüchtlinge sind am 19. April in Heidelberg von Mitarbeitern der Asylstelle und des Ausländeramtes in Empfang genommen und im Wieblinger Weg untergebracht worden. Als Kontingentflüchtlinge erhalten sie eine Aufenthaltsbefugnis für drei Monate.

Unter den Flüchtlingen, die Heidelberg durch das Regierungspräsidium in Karlsruhe zugeteilt worden sind, befinden sich acht Kinder und, so Wolfgang Piorkowski, der Leiter der Abteilung für ausländische Flüchtlinge der Stadt, "auch eine 93jährige Frau. Das war für uns alle eine Überraschung". Sachleistungen und 80 Mark pro erwachsene Person und pro Monat werden ihnen zugeteilt. Gabriele Kurcan, Sozialarbeiterin bei der Asylstelle Heidelbergs, bemerkt, daß die Hilfsbereitschaft der Bewohner sehr groß sei.

Allerdings, so bedauert sie, würden in ihrer Dienststelle auch "viele Dinge abgegeben, mit denen die Flüchtlinge einfach nichts anfangen können". Der körperliche Zustand der Flüchtlinge sei recht gut, in welchem Zustand sich allerdings deren Psyche angesichts ihrer Erfahrungen im Krieg befindet sei dahingestellt. Die alte Frau, so Frau Kurcan, bricht oft in Tränen aus. "Daher tut es ihr gut, ihren Sohn, einen Asylbewerber in Mannheim, besuchen zu können". Als die Flüchtlinge vor den Serben flohen und mit einem Zug in ein Sammellager nach Mazedonien deportiert worden waren, habe man keine Rücksicht auf Familien genommen und sie einfach getrennt. "Das ist natürlich für alle eine besondere Belastung." Verständlich also, daß jetzt zahlreiche Suchmeldungen laufen. Wie erfolgreich diese letztlich bleiben werden, ist die Frage. Sicher ist nur, daß eine Rückkehr in den Kosovo in naher Zukunft nicht möglich scheint.

(ckg)

Gefordert

Prinzhorn-Sammlung

Anfang der 20er Jahre sammelte der Heidelberger Psychiater Hans Prinzhorn in großem Stil Kunstwerke, die von Anstaltsinsassen hergestellt worden waren, um sie in seiner Forschung als Symptom von Geisteskrankheit zu interpretieren.

Später wurde diese "Prinzhorn-Sammlung" von den Nazionalsozialisten mißbraucht, um die moderne Kunst als "entartet" zu brandmarken. Angesichts der unrühmlichen Vergangenheit der "Prinzhorn-Sammlung" haben sich nun zwei Organisationen aus Deutschland und Israel an die Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg gewendet. Die "Prinzhorn-Sammlung" soll sich in deren angeblich illegalen Besitz befinden. Daher fordern die deutsch-israelischen Organisationen nun von der Universität die Herausgabe der Sammlung. In einem speziellen Museum in Berlin soll diese so der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden. Dort soll auch der Opfer der Euthanasie im dritten Reich gedacht werden.

(col)

David gegen Goliath

Heidelberger Bündnis ringt mit Siemenskonzern

Sie ist nur eine kleine Heidelberger Gruppe und noch wenigen ein Begriff. Aber sie hat es geschafft, den Konzernriesen Siemens in Verlegenheit zu bringen. Das Aktionsbündnis "Heidelberg boykottiert Siemens" will die Bevölkerung über die scheinbar zweifelhaften Arbeitsmethoden des mächtigen Energielieferanten aufklären und die Bürger zum "aktiven Ignorieren" von Siemensprodukten bewegen.

Am 26. April jährte sich der Supergau von Tschernobyl zum 13. Mal. Diesen Jahrestag nahm eine buntgewürfelte Heidelberger Runde zum Anlaß, mit ihrem Anliegen an die Öffentlichkeit zu treten. Vertreter aus der Deutschen Sektion der Internationalen Ärzte für die Verhütung des Atomkriegs (IPPNW), der Anti-AKW/Castor-Gruppe, des BUND, der Werkstatt für gewaltfreie Aktion, der GAL/Bündnis 90 Die Grünen, der Fachschaftskonferenz und des Koordinationskreises Siemensboykott schlossen sich zu einem Bündnis zusammen, um das Weiße-Weste-Image des Konzerns gehörig zu stören.

Das Bündnis macht Siemens zum Vorwurf, in der Ukraine zwei Atomkraftwerke fertigstellen zu wollen, die offensichtlich schwerwiegende Sicherheitsmängel, zum Beispiel im Brandschutz, aufwiesen. Aus Kostengründen zeige Siemens auch keinerlei Bereitschaft, diese zu beheben. Eine kräftige Finanzspritze für ihre Belange erhofft sich Siemens ausgerechnet von der rot-grünen Bundesregierung, die sich den Atomausstieg im Wahlkampf auf ihre Fahnen geschrieben hat. Ein Staatskredit soll helfen, die von der russischen Atomindustrie begonnene Reaktoren ans Netz zu bringen. Verhandlungen mit der überaus starken Atomlobby seien nach den Kenntnissen des Bündnisses bereits im vollen Gange.

Startschuß für eine Reihe weiterer Aktionen der Atomgegner war ein Informationsstand und eine Kundgebung auf dem Bismarckplatz am 26. April. In den Kinos Gloria und Gloriette macht das Bündnis mittlerweile mit einem Werbetext auf der Leinwand auf sich aufmerksam. Es ruft dazu auf, Siemensprodukte zu boykottieren um damit den Konzern in die Enge zu treiben.

Wer noch kein Infoprospekt in die Hände bekommen hat, der wird in den nächsten Tagen eines der 60.000 Exemplare im Briefkasten finden. Eine kostspielige Aktion. So muß die Öffentlichkeitsarbeit hauptsächlich mit Spendengeldern finanziert werden. Am 17. Mai folgt eine Informationsveranstaltung im Karlstorbahnhof, die auch als Diskussionsforum für Kritiker und Unterstützer der Atomkraft gedacht ist. Warum überhaupt der ganze Aufwand? "Unser Ziel ist es, die Leute über die zweifelhaften Atomgeschäfte von Siemens aufzuklären", erklärt Henrik Paulitz, Pressesprecher des Bündnisses und Mitarbeiter von IPPNW. "Indem wir als Verbraucher keine Siemensprodukte mehr kaufen, üben wir auf Deutschlands Atomkonzern Nummer eins großen Druck aus. Schwerpunktmäßig verfolgt unser Boykottbündnis daher eine Imageschädigung des Konzerns, gefolgt von einer Wende in der Atompolitik. Wir sind für das sofortige Abschalten sämtlicher Reaktoren, weil genügend alternative Energiequellen vorhanden sind. Dies ist wissenschaftlich eindeutig belegt."

Auf überregionaler Ebene, initiiert durch die IPPNW, führt man hin und

wieder "schriftliche Diskussionen" mit der Chefetage der Siemens AG in München. Doch gestaltet sich dieser Kontakt äußerst schwierig: Zwar sei nach Paulitz eine "gewisse Informationsbereitschaft" seitens des Konzerns grundsätzlich vorhanden, doch nehme dieser zu den dringendsten, sicherheitstechnischen Fragen keine Stellung, sondern verliere sich in allgemeinen, aussagelosen Phrasen. Mittlerweile rasseln die Verantwortlichen von Siemens bedrohlich mit ihren Säbeln: Der Schriftwechsel werde aufgekündigt, "wenn das Bündnis diese Form der massiven Kritik" nicht überdächte. Nichtsdestotrotz plant man eine Ausweitung der Kampagne: Gießen, Leipzig und verschiedene Berliner Stadtteile sollen nach dem Modellprojekt Heidelberg "das Eskalationskonzept", so Paulitz, "vorantreiben."

Ob der Boykottaufruf die gewünschte Resonanz in der Bevölkerung erzielen wird, ist jedoch fraglich. Glaubt man den Umfragen, spricht sich die Mehrheit der Bevölkerung in Deutschland zwar gegen Atomkraft aus, schreckt aber gleichzeitig vor einem schnellen Abschalten der Werke zurück.

Die Gründe dafür sind vielfältig. Wie zum Beispiel die weitverbreitete Skepsis der Leute gegenüber dem Leistungsvermögen von Alternativenergien, Verlust von Arbeitsplätzen, die Befürchtung, Deutschland sei auf dem Weltmarkt ohne Atomenergie nicht mehr konkurrenzfähig.

Die Befürworter der Atompolitik oder diejenigen, denen es sowieso egal ist, auf welche Art Energie erzeugt wird, werden sich beim Kauf einer Waschmaschine sicherlich keine Gedanken darüber machen, welche Unternehmenspolitik sie damit unterstützen. Deshalb bleibt abzuwarten, ob sich die Atomlobby von vereinzelt Aktionen ihrer Gegner beeindrucken lässt.

Mehr Informationen im Internet unter www.siemens-boykott.de

(c)

Frischer Wind

Wo kommt wohl morgen unser Strom her?

Windenergie, bei Umweltschützern ebenso beliebt wie umstritten, von Investoren euphorisch als gewinnträchtige Investitionsmöglichkeit angepriesen. Ist sie Technologie der Zukunft, oder nur ein Hirngespinnst unverbesserlicher Ökofanatiker? Welche Bedeutung kommt ihr in Zeiten des Atomausstieges zu und welchen Beitrag kann sie zur Energieversorgung der Zukunft leisten?

Von vielen bis vor kurzem noch als Öko-Firlefanz belächelt, bahnt sich heute in der Nutzung der Windenergie eine Renaissance an, wie sie vor wenigen Jahren noch kaum vorstellbar war.

Forciert durch einen gesetzlich garantierten Strompreis von 16 Pfennig pro Kilowattstunde und die Abnahmeverpflichtung der Stromversorger erfreut sich diese Technologie neben den Anhängern der Alternativen und der Anti-Atomkraft-Bewegung auch zunehmender Beliebtheit im konservativen Lager. So manchen Bauernhof im flachen Norddeutschland ziert oder verunstaltet, je nach Ansicht, heute bereits ein Windrad. Täglich werden allein in Deutschland durchschnittlich vier Windräder mit einer Gesamtleistung von immerhin zwei

MW installiert - ihre Rentabilität ist unbestritten.

Viele Energieunternehmen verfolgen diese Entwicklung jedoch mit gemischten Gefühlen. Denn aufgrund der Tatsache, daß die anfallende Menge des "sauberen" Stroms allein vom Wetter bestimmt wird, produzieren Windräder häufig am Bedarf der Verbraucher vorbei.

Es stellt sich also grundsätzlich die Frage: Wohin mit Überkapazitäten bei günstigen Wetterbedingungen und vor allem: Woher kommt der Strom bei Flaute?

Verschiedene Modelle zur Lösung dieses Problems sind denkbar. Grundvoraussetzung wäre ein leistungsfähiges Stromnetz in Deutschland und Europa, wie es teilweise schon besteht. Im Zuge eines liberalisierten Strommarktes könnten sich Windparks dann, frei nach dem Motto: "irgendwo wird er schon wehen" untereinander und mit anderen Stromherstellern ergänzen.

Überkapazitäten könnten technisch völlig unproblematisch in Wasserstoff umgewandelt und gespeichert werden, um später, bei Bedarf, wiederum Strom daraus zu erzeugen. Darüber hinaus wäre sogar eine Beimischung des Wasserstoffs ins öffentliche Erdgasnetz und die Nutzung in Privathaushalten zumindest technisch möglich.

Doch vergessen wir nicht: Erst durch eine kräftige Verteuerung der Mineralöl- und Erdgaspreise wird ein derartiges Szenario vorstellbar. Dies wird uns aber, Ökosteuer hin oder her, allein schon wegen der Verknappung dieser Energieträger in den nächsten Jahrzehnten nicht erspart bleiben.

Woher der Strom in Zukunft letztlich kommt ist vor allem eine politische Entscheidung. Die Chancen der Windenergie scheinen jedenfalls - die Natur wird's freuen - nicht schlecht zu stehen.

(tj)

So fern und doch so nah!?

Die Aktivitäten der Heidelberger Zement AG in Kanada

"Please help. I live in Victoria, B.C. Canada. A company in Heidelberg - Heidelberg Zement AG - is destroying our area with its corporate bottom." - So die kurzen Zeilen einer E-mail von Susan Watt aus Kanada, die den *ruprecht* am 8. April erreichte. Vernichtet eine angesehene Heidelberger Firma in Kanada wertvollen ursprünglichen Wald, anstatt zu rekultivieren? Momente eines fernen und doch so nahen Konflikts zwischen Anwohnern und den Kiesgräbern aus Heidelberg.

Zunächst der Blick über den großen Teich. Genauer: Auf die Westküste Kanadas. Dort am südwestlichsten Zipfel des riesigen Staates liegt Victoria. Eine Stadt, die Heidelberg nicht unähnlich ist: Gärten prägen das victorianische Stadtbild, grüne, bewaldete Hügel umgeben den Ort. Das Zentrum der 300.000-Einwohnerstadt bildet ein malerischer Yachthafen. Touristen - Haupteinnahmequelle der Region - genießen die frische Brise des Pazifiks.

18 km von Victoria entfernt liegt Colwood, Schauplatz unserer Geschichte. 15.000 Menschen leben in diesem Vorort von Victoria, zumeist glücklich und zufrieden, in letzter Zeit jedoch vielfach empört und zerstritten.

Grund: Die für den Ort charakteristische Sand- und Kiesgrube, oder vielmehr, was aus ihr werden soll. Seit über 100 Jahren wird in Colwood Sand und Kies abgebaut, seit 1993 befindet sich die Grube in Besitz von Lehigh Portland Cement Limited, Sitz Calgary. Lehigh ist 100% Tochter der Heidelberger Zement AG.

Der Abbau von Kies und Sand wird in den nächsten Jahren beendet sein. Entstehen soll eine neue Wohnsiedlung, mit zunächst 654, am Ende 2.800 Wohneinheiten. In 15 - 20 Jahren soll auf einem Teil des Geländes der Grube und dem angrenzenden Wald eine typisch nordamerikanisches Wohngebiet (Stichwort: "donut city") entstanden sein.

Das Projekt stößt bei den Anwohnern auf erbitterten Widerstand. Und: Auch hier hat Heidelberg wieder seine Finger mit im Spiel. *ruprecht* sprach mit Dr. Jochen Möhr, ehemaligen Heidelberger mit Wohnsitz Colwood. Möhr, seit vielen Jahren an der Universität von Victoria tätig, unterstützt die Anliegen der Anwohner: "Rund 15% des Landes, das zu der Kiesgrube gehört, sind noch unberührtes Biotop, waldbestandene Hügel mit teils einmaliger Fauna und Flora." Doch nicht nur die Umwelt wird in Mitleidenschaft gezogen, auch andere Probleme sieht die Bürgerinitiative voraus: "Die Situation hier ist so, als würde man etwa in Neckarsteinach eine Wohnstadt von 2.800 Wohneinheiten anlegen, deren Bevölkerung für alle Geschäfte, von der Arbeit bis zum Einkaufen, von Heidelberg abhängig ist und sich dazu durchs Neckartal zwingen muß."

Wie reagiert man bei der Zement AG als Eigentümerin des Gebiets auf die Vorwürfe? Zitat Geschäftsbericht 1998: "Umweltvorsorge bei Heidelberger Zement hat zahlreiche Facetten. Dazu zählt beispielsweise die Begrünung unserer Werksanlagen, aber auch die aufwendige Rekultivierung ehemaliger Abbaugelände."

Dr. Peter Otto, Vorstandsmitglied der Heidelberg Zement AG, gegenüber *ruprecht*: "Colwood hat dringenden Bedarf an zusätzlichem Wohnraum. Die Stadt möchte das. Es ist nicht, daß wir irgendetwas gegen die Stadt machen. Im Gemeinderat wird das Projekt befürwortet." Auch habe man eine Vielzahl von Studien zu möglichen Problemfeldern erstellen lassen. "Es ist nicht der Wilde Westen, wo jeder machen kann, was er will."

Die Fronten sind klar. Colwoods Anwohner werfen der Stadt Colwood und dem Besitzer, der Heidelberger Zement AG, vor, nicht auf die Belange der Umwelt und der dort lebenden Menschen Rücksicht zu nehmen. Auf die vorgelegten Studien wird mit solchen, die das Projekt ablehnen, geantwortet. In Heidelberg hält man dies für kein Problem, da der Gemeinderat von Colwood den Bebauungsplan für korrekt hält und genehmigt hat. "´Royal Bay´ (*Bezeichnung des Wohnprojektes - die Red.*) will transform the gravel mine into a vibrant community and an integral part of Colwood", so Grace Holman, Mitglied des Gremiums.

Jüngstes Beispiel für die aufgeheizte Stimmung bilden die in Kanada vorgeschriebenen Bürgeranhörungen vor Verabschiedung der Genehmigung. Lokalen Presseberichten zufolge sprach sich die überwältigende Mehrheit gegen das Projekt aus, einzelne Kinder brachen aufgrund der Zerstörung der Umwelt in Tränen aus.

Heidelberger Zement sieht darin vornehmlich die Eigeninteressen der Bürger: "Wir kennen das von hier auch. Wenn Sie irgendwo abbauen oder regulieren, gibt es immer Bürger, denen das nicht gefällt." Auf die Reaktion der Bürger in den Anhörungen angesprochen, zeigt Dr. Peter Otto Verständnis: "Ich verstehe die Leute. Da wird jedes Register gezogen. Wenn die Eigeninteressen involviert sind, wird alles versucht. Aber es ist wirklich eine Minorität."

Was bleibt als Fazit: Schwer zu sagen. Naturgemäß ist dem Beobachter aus der Ferne der Blick auf die Details versperrt. Doch scheint man nicht von einer Minorität ausgehen zu können, über 2.300 Unterschriften finden sich als Unterzeichner eines Antrags auf Environmental Assessment - Überprüfung der ökologischen Folgen - an die Provinzregierung in Victoria.

Jüngsten Meldungen zufolge zeigen die Bemühungen erste Wirkungen: Mittlerweile hat sich das Umweltministerium der Provinz British Columbia der Sache angenommen, der Gemeinderat sieht sich kritischen Fragen ausgesetzt.

In Heidelberg selbst sieht man noch keinen Handlungsbedarf, auch bei Verständnis für die Bürger ("Vielleicht haben die sogar recht."), begründet man das Vorhaben stets mit dem Willen der Stadt. Daß der immense Wertanstieg nach Umwandlung der Grundes in ein Wohngebiet den Chefetagen in Heidelberg zuwiderlaufen würde, kann jedoch nicht angenommen werden.

(mg)

Identität als Mosaik

"Angriffe auf Anne" im Studio

"Anne, ich bin´s" - eine Stimme auf einem Anrufbeantworter hallt durch den gutgefüllten Saal des Heidelberger Studios, in dem die Inszenierung des 1997 in London uraufgeführten Stücks "Angriffe auf Anne" ("Attemps on Her Life") von Martin Crimp zur Zeit zu sehen ist. Weitere Nachrichten folgen, die alle an eine Person gerichtet sind: Anne. Doch diese selbst tritt nicht auf. Der Zuschauer erfährt von den zahlreichen Anrufern nur eines: Daß sie Anne nicht zu Hause antreffen, irritiert, verwundert oder verärgert sie.

Die in dieser Anfangssequenz angedeutete Suche nach Anne durchzieht als roter Faden das gesamte Stück. Anne selbst bleibt aber verschwunden. Dennoch macht der Zuschauer sich am Ende ein Bild von ihr, sei es, daß er die disparaten Komponenten der rätselhaften Person zu einem Ganzen formt oder nur Teilaspekte in seine Identitätsvorstellung einarbeitet, um Stimmigkeit herzustellen.

In rasantem Tempo fliegt die pausenlose etwa zweistündige Inszenierung unter der Regie von Hermann Schmidt-Rahmer nahezu am Zuschauer vorbei. Wie in einem Karussell vermag die Dynamik des Stücks zu fesseln, laufen die namenlosen Charaktere der siebzehn Szenarien in atemraubender Geschwindigkeit auf der Bühne am Zuschauer vorbei.

Die Bühne bildet ein an den einzelnen Kanten mit Neonröhren verzierter, leicht schräg gestellter Kubus, der zu Beginn vollständig in Packpapier gehüllt ist. Während in der Anfangsszene die Darsteller die Vorderwand der papiernen Bühnenkonstruktion noch behutsam entfernen, werden mit zunehmendem Handlungsverlauf die Aktionen der Zerstörung gewaltsamer und die dünnen Wände mit großem Getöse zerissen. Sinnbildlich steht dies für die fortschreitende Zertrümmerung der privaten Identität der abwesenden Protagonistin Anne, die in den Szenenfolgen durch die reißerischen Geschichten und Gespräche der agierenden Mitmenschen zunehmend an Kontur zu gewinnen scheint, Momente später aber einem vom Regen verschwommenen Bildnis gleicht, dessen klare Linienführung sich im Nichts verliert. Die eigenen vier Wände sind dünn und nicht länger vor Eingriffen sicher. Die Grenzen von Öffentlichkeit und Privatleben verschwimmen, alles ist öffentlich, nichts mehr privat, und so mancher wird sich an mittäglichen Fernseh-talk à la Arabella oder Hans Meiser erinnern fühlen.

Gleichförmig und eintönig in beige gehüllt, repräsentieren Clemens Giebel, Harriet Kracht, Ulrike Requadt, Shahbaz und Dominik Warta in farbllichem Einklang mit der Umgebung in überzeugender Manier die klatsch- und tratschsüchtige Außenwelt in wechselnden Einzelrollen. "Wir sind authentisch und mit uns identisch", wird an einer Stelle geäußert. Doch die Persiflage ist hier nicht zu übersehen, wird die Aussage doch allein durch die Handlung widerlegt. So heißt es später auch: "Sie könnte jeder von uns sein".

Die dargestellte Welt trägt charakteristische Züge des Medienuniversums: Hektisch, unreflektiert und rücksichtslos wird jedes Detail bis in die letzten Winkel ausgeleuchtet und interpretiert. Handy, Mikro und Diktiergerät gehören zur Grundaussstattung, die Sprache ist

temporeich, interferiert durch Wiederholungen und gleichzeitiges Sprechen und variiert in Lautstärke und Tonhöhe.

Man begegnet Anne in ständig wechselnden Persönlichkeiten, glaubt sie zu fassen, wird aber im nächsten Moment von dem Berichteten und Ereignissen wieder überholt und steht vor einem neuen Rätsel. "Sie sagt, sie sei eine Abwesenheit von Person", heißt es einmal, und tatsächlich ist sie im gesamten Stück unglaublich abwesend anwesend.

Mal erscheint sie als ideale Begleiterin für Singlereisen, als verhinderte Suizidantin, brutale Kindsmörderin, Terroristin, umsorgende Mutter zweier Kinder und Ehefrau eines Fanatikers, als gottesfürchtiges Mädchen, neurotische Künstlerin, intelligente Polyglotte, Pornostar oder vergegenständlichte Nobelkarosse. "Identifizierbare Charaktere und lineare Handlung zu entwerfen", hat der englische Gegenwartsdramatiker Martin Crimp nach eigenen Aussagen "immer als sehr einengend empfunden". Er folgt lieber den "Stimmen in seinem Kopf", weshalb die "kaleidoskopische(n) Szenarien" in "Angriffe auf Anne" für ihn eine Art Neuanfang markierten. Das Stück geht ausgesprochen unkonventionell mit derartigen klassischen Vorgaben um, doch hat das scheinbare Chaos System, wird der Zusammenhang der munteren Szenenfolge durch die einzelnen Versuche, die Person Anne zu ergründen, hergestellt, der sich im Titel programmatisch niederschlägt.

Der 1956 geborene Crimp schrieb 1990 sein erstes Stück für das Londoner Royal Court Theatre, an dem er als Hausautor engagiert ist und wo bisher sämtliche Uraufführungen seiner Stücke stattfanden. In Deutschland wurde "Angriffe auf Anne" 1998 am Bayrischen Staatsschauspiel München erstaufgeführt.

Passende musikalische Untermalung, von dem emsig arbeitenden Jochen Seiterle an E-Gitarre und Computer dirigiert, und eindrucksvolle Lichteffekte durch die kantenzierenden Neonleuchten begleiten eine phantastische Aufführung, die zeigt, wie fesselnd und faszinierend modernes Theater in intelligenter Umsetzung sein kann.

Die erfrischende Inszenierung, die gegen Ende die Grenzen zwischen Spiel und Wirklichkeit durch dezente Einbeziehung des Publikums nahezu aufzuheben versteht, verdient ein ganz besonderes Lob an alle Beteiligten. Wer dieses Stück verpaßt, ist selber schuld!

(ko)

Inhaltsverzeichnis Ausgabe 59

Tragödie des Nihilismus?

Georg Büchners "Woyzeck" im Stadttheater

Psychopathischer Eifersuchtstäter oder Opfer seiner Zeit - die Woyzeckfigur läßt in ihrer Motivation viele Fragen unbeantwortet, doch jeden Inszenierungsversuch des Fragmentes von Georg Büchner müssen sie grundsteinlegend begleiten.

Das gesamte Regiekonzept bedarf demnach einer eindimensional anmutenden Interpretation ohne deshalb je ermüdend zu wirken, worin die Schwierigkeit des Werkes offenbar liegt. Die Heidelberger Inszenierung des polnischen Regisseurs Janek Starczewski trägt eine eindeutig existentiell ausgeprägte Handschrift. Diese betrachtet nämlich den Protagonisten nicht unter soziologischen Gesichtspunkten als Opfer seiner Provenienz, sondern zieht Woyzecks Verständnis einer sinnlosen, leeren Welt als Handlungsmotiv heran.

Die Hauptfigur des von Georg Büchner in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts verfaßten Werkes ist der Soldat Franz Woyzeck. Für den Lebensunterhalt seiner Geliebten Marie, der Mutter seines Kindes, kommt er unter anderem als medizinisches Versuchsobjekt auf. Doch Marie betrügt ihn mit dem Tambourmajor, woraufhin er zuerst sie und schließlich sich selbst tötet. Die Tat als fatales und gewissermaßen konsequentes Ende einer eifersuchtsbeladenen Beziehung zu sehen, wäre dem Stück nicht angemessen. Die Tötung artikuliert vielmehr erdstoßartig die aufgestaute Ausdrucks- und Mitteilungsunfähigkeit eines Menschen, der auf der niedrigsten Stufe des Lebens steht. Ihn quälen auf den ersten Blick zwar lediglich popularphilosophische, in ihrer unsäglichen Unbeantwortbarkeit aber lebensentscheidende Probleme. Die Ansprechpartner, die sich in seinem Leben bieten, sind sein Hauptmann, der sich in selbstgefälligen Reden und elitärer Arroganz von seinem Untergebenen Woyzeck distanziert und der Arzt, welcher ihn für Versuche zweideutigen Wertes mißbraucht und ihn gänzlich für seine Zwecke instrumentalisiert. Seine Geliebte Marie schwankt zwischen Mitleid für Woyzeck und selbstzerstörerischem Fatalismus, der sich in der Verbindung mit dem Tambourmajor äußert. Es ist, als ob Woyzeck und Marie stellvertretend für eine völlig rechtlose Bevölkerungsschicht am Abgrund stünden, in den der Protagonist mit seiner Tat hineinstürzt. Letztendlich ist es die Erkenntnis der eigenen geistigen Unfähigkeit, mit der Ungerechtigkeit und Wertlosigkeit der Welt zurechtzukommen, die ihn scheinbar nicht anders handeln lassen kann und ihn in die völlige Ausweglosigkeit geraten läßt.

Mit Jan Pröhl als Woyzeck hatte man sich für eine sehr junge Besetzung entschieden. Pröhl gelingt es mit einer recht konservativen Interpretation zu großen Teilen, den inneren Konflikt des Protagonisten darzustellen. Die Tendenz, in Woyzeck allzusehr den Paranoiker und nicht den Vertreter eines ganzen Standes herauszukehren, der an seinem sozialen Umfeld scheitert, ließ die Figur gelegentlich ins Psychodramatische abdriften. Worin Georg Büchner sicherlich die Aufgabe seines frühexpressionistischen Werkes allerdings nicht gesehen hatte. In Einheit mit der musikalischen Untermalung und dem ausdrucksstarken, weil kargen Bühnenbild war dem Regisseur Starczewski eine Woyzeck-Interpretation abseits des Experimentellen gelungen, welche die wesentlichen Inhalte des Dramas zu transportieren vermag.

Goethe multi-medial

Die Premiere von "Willi. Ein Meisterstück" im Zwinger 3

Mit Goethes Entwicklungsroman "Wilhelm Meisters Lehrjahre" hat sich Regisseur Hubert Habig ein nicht gerade wenig umfangreiches Werk des Jubilars für seine Inszenierung "Willi. Ein Meisterstück" im Zwinger 3 ausgesucht. Doch nicht nur deshalb wird der Zuschauer in etwa 90 Minuten ohne Pause karussellartig durch wichtige Stellen des Werkes geführt; die vier Schauspieler wechseln zudem noch die Rollen und jonglieren mit dem Text, daß es einem wirklich schwindelig werden kann.

Das Stück beginnt mit der Hamlet-Aufführung aus dem ersten Teil der "Lehrjahre" und endet mit dem Tod Mignons im zweiten Teil, allerdings noch vor dem eigentlichen Ende. Dazwischen sind die chronologischen Abläufe sehr verwischt, und die Schauspieler springen ebenso leichtfüßig durch den Originaltext wie die kindliche Mignon durch ihr Hüpfspiel. Geblieben sind die zentralen Themen des Romans (Wilhelms Auseinandersetzung mit dem Zeitgeist des ausgehenden 18. Jahrhunderts, Theater und Geld, das Verhältnis von Kunst und Freiheit, individuelle Entfaltung und Liebe), die jedoch nur oberflächlich einer Aktualisierung bedurften.

Als hauptsächlich agierende Figuren sind Wilhelm, sein Jugendfreund Werner, das verwaiste Artistenkind Mignon und die Schauspielerin Philine geblieben. Während sich aber keine wirkliche Handlung entwickelt, dominieren die Wortgefechte und -streifzüge durch den Originaltext: Keines der berühmten Zitate wird vergessen. In den Auseinandersetzungen klingen Elemente aus Ringkämpfen, Talkshows, spirituellen Sitzungen und ähnlichem an.

Doch neben vielen satirischen Anleihen aus der heutigen Zeit leistet auch die zur Videoinstallation umgestaltete Bühne mit zwei echten Kameras inklusive Leinwand sowie einem Mikrofon - entliehen aus dem audio-visuellen Zentrum der Pädagogischen Hochschule (PH) - einen wichtigen Beitrag zur Modernisierung der "Lehrjahre". Die quasi doppelte Erscheinung der jeweils handelnden Figur eröffnet neue Dimensionen, denn was auf der Bühne oft nur schwer zum Ausdruck kommt, kann der Kameramann oder die Kamerafrau (jeweils einer der Schauspieler) relativ mühelos durch einige Tricks erreichen. Die kleinste Regung in der Mimik der Darsteller wird erfaßt und riesenhaft in schwarz-weiß auf die Leinwand projiziert.

Die neunzigminütige Spieldauer teilt sich in neun Szenen, die relativ isoliert stehen. Die neu konstruierte Chronologie des Stückes läßt sich aber auch bei Kenntnis des Originaltextes nur schwer verstehen. Insgesamt muß man allerdings sowohl dem Regisseur als auch den Darstellern Carl-Herbert Braun (Wilhelm / Lothario), Daniela Zähl (Marianne / Philine / Aurelie / Therese / Natalie), Massoud Baygan (Werner / Serlo / Jarno) und Antje Natascha Menzel (Mignon) eine durchaus unterhaltsame Umsetzung der immerhin doch recht schweren Kost bescheinigen.

(mi)

Sex & Crime im Zirkuszelt

"Reine Nervensache" - Rasante Artistik-Show am Neckarufer

Harte Holzbänke, die staubige Sägemehlmanege und Artisten in glitzernden, paillettenbesetzten Kostümen. Das ist die ebenso poetische wie ausgelutschte Zirkuswelt. Doch "Flic Flac" ist anders. "Flic Flac" ist schnell. Alles, was die Show noch mit dem klassischen Zirkus verbindet, ist das Zelt, das sich 22 Meter hoch über Künstler und 1300 Zuschauer erstreckt. Die Show findet auf einer durchgestylten High-Tech-Bühne statt, die säuselnde Zirkuskapelle mutiert zur Rockband. Zur Zeit steht das Zelt in Mannheim.

Im Zirkus etwas wirklich Neues zu sehen, ist selten. Aber "Flic Flac" revolutioniert das Genre. Zwar tauchen neben innovativen Nummern auch immer wieder klassische Zirkuselemente, wie zum Beispiel die Schlangenmenschen mit ihren Gummiknochen oder ein Jongleur auf, doch alles ist modern verpackt. Der Zirkusdirektor heißt "Moderator", die Clowns tragen Horrorfratzen, und für den Humor sind zwei Soldaten zuständig. Das Programm - passenderer Titel: "Reine Nervensache" - hat Rasanz. Im "Globe of Speed", einer riesigen stählernen Gitterkugel rasen fünf Wahnsinnige kreuz und quer mit ihren Motorrädern umher. Volle Konzentration bei den Artisten, Staunen im Publikum. Stockte dem Zuschauer eben noch der Atem, findet er sich kurze Zeit später in einer ganz anderen Welt wieder. Nach den lauten Motoren ist Platz für die leisen Töne.

Die Artistiknummer "Passion" in luftiger Höhe hat eine aufregende Erotik und lädt zum Träumen ein. Zwei Menschen winden sich - in sanftes Licht getaucht - unter der Zeltkuppel in herunterhängenden Stoffbahnen. Ganz plötzlich ist der wunderschöne Traum zu Ende und die Szenerie wechselt in eine Hinterhofatmosphäre. Straßenkids versuchen sich im Breakdance und Graffiti-Sprayen, werden von der Security gestört, und schon fliegen Körper kunstvoll durch die Luft.

So ist jede Nummer in "Flic Flac" in ein anderes Ambiente getaucht. Die Band spielt passend dazu mal Rocksongs, Popballaden oder Elektrosounds. Der ständige Wechsel der Atmosphäre und die flexible Bühne lassen die ohnehin flotte Show nie langweilig werden. Dazu leisten auch die Lichteffekte ihren Beitrag. Zum großen Finale mit dem "Todesrad", auf dem ein waghalsiger Artist mit verbundenen Augen balanciert, wird die Zeltwand sogar zur Projektionsfläche für eine Lasershow.

Zuvor gibt es aber noch so spritzige Nummern wie die von Mario Berousek, der bis zu sieben Keulen so schnell jongliert, daß das Auge nicht mehr folgen kann. Die Horror-Clowns schweben an Bungee-Seilen durch die Luft, und die Kourbanovs jonglieren den Nachwuchs mit den Füßen. Ioulia Kolosova zeigt, was sich mit Hula-Hoop-Reifen machen läßt: An einer Hand hoch in der Luft hängend läßt sie ein gutes Dutzend Reifen um ihren Körper kreisen, als könne sie die Schwerkraft ausschalten. Die Männer am dreistufigen Reck lassen dagegen nicht nur durch ihr turnerisches Können Frauenherzen höher schlagen.

Das einzige, was manchmal etwas zu kurz kommt in dieser gelungenen Mischung aus Zirkus, Variété und Tanztheater, ist die Komik. Die

Menschen zum Lachen zu bringen, ist ja bekanntlich die schwerste aller Künste - "Flic Flac" gelingt es leider nicht immer. Das mag auch daran liegen, daß die 41 Künstler aus 10 Nationen, die hier auftreten, so gut sind, daß sie schon mal abgeworben werden. So geschehen mit den Collins Brothers, die noch vor kurzem Comedy vom Feinsten unterm schwarz-gelben Zelt Dach boten und jetzt woanders auftreten.

Ansonsten läßt das zweistündige Programm aber keine Wünsche offen. Nicht einen Moment lang sehnt man die klassischen Clowns mit roten Pappnasen und überdimensionalen Schuhen herbei. Und auf von Dompteuren dressierte Tiere, die Kunststücke vollführen, verzichtet der moderne Mensch von heute ja ohnehin gern. Bei "Flic Flac" geht es um Menschen. Wenn der Zirkus eine Zukunft hat, dann so.

Nach der perfekten Show, die sich zum furiosen Ende hin unaufhaltsam steigert, sind die Zuschauer restlos begeistert. Es gelingt den Künstlern auf wunderbare Weise, Stimmungen zu transportieren. Der Nervenkitzel, den der Artist auf dem Todesrad spürt, springt wie ein Funke auf das gespannte Publikum über. Standing Ovations für einen fantastischen Abend.

(thor)

Inhaltsverzeichnis Ausgabe 59

Impro-Theater: Alle Macht dem Publikum!

Gereimter Fischkutter

"Macht mal ein Pferd!" Diese Übung schafft die linke Hälfte des Publikums noch locker. Die rechte Seite hat's etwas schwerer. Für das Heldenepos werden dringend "knorrige Eichen" benötigt. So macht Moderator Stephan das Publikum warm, während die Schauspieler hinterm Vorhang noch schnell die letzten Gehirnwindungen lockern. Auf sie warten viel schwierigere Herausforderungen. Denn im Improvisationstheater gibt das Publikum den Ton an.

Die Zuschauer bestimmen, was es zu sehen gibt. An welchem Ort spielt die nächste Szene? Welche Personen sind dabei? In welcher Beziehung stehen sie? Vom Publikum wird Kreativität verlangt, die Schauspieler müssen das Beste aus den Vorgaben machen. Drei - zwei - eins - los! Die Zuschauer zählen gnadenlos die nächste Runde ein.

Im Zwinger traten am Samstag gleich zwei Impro-Gruppen auf. Theatersport war angesagt. Die Hamburger "Steife Brise" bestritt ein Impro-Match gegen die Lokalmatadoren "Drama light". Es wurde um die Wette improvisiert, was das Zeug hielt. Angefeuert vom bestens gelaunten Publikum ließen die Akteure ihrem Spiel freien Lauf. Das Wunderbare daran: Jede Szene war witzig, wenigstens einigermaßen logisch aufgebaut und hatte einen Anfang und ein Ende. Nicht einfach, wenn man bedenkt, wie die Vorgaben aus dem Publikum oder von der gegnerischen Mannschaft lauteten. Zudem mußte noch den Anforderungen des jeweiligen Spieles - es gibt ungefähr 300 verschiedene - genügt werden.

Das sah dann so aus: Die Hamburger meisterten eine Szene auf einem Friedhof neben einem Atomkraftwerk, wobei jeder Darsteller einem anderen seine Stimme leihen mußte. Selbst für das Publikum kaum noch nachzuvollziehen. "Drama light" setzte eine Begebenheit auf einem Fischkutter dagegen - in Reimform. Einer der Höhepunkte des Abends waren die "Replays". Eine Szene mit einem Sofa, einem Polizisten und einer Putzfrau sollten die Heidelberger einmal auf deutsch, dann auf japanisch und usbekisch spielen. Die Nordlichter konterten musikalisch und spielten dieselbe Szene als Jazzstück und als Oper. Wie alle Szenen wurden auch diese von zwei Musikern am Klavier begleitet. Natürlich frei improvisiert und passend zum Geschehen auf der Bühne.

Ebendort wurde später der Tagesablauf einer Zuschauerin wiedergegeben. Es gab ein Puppentheater mit "Küstennebel" und die "langweiligste Szene der Welt", in der eine Naturkatastrophe vorkommen sollte. Tänzerisch wurde das Thema "Karamelpudding" umgesetzt, und einen Western gab es auch noch.

Das klingt ebenso nach Vielfalt wie nach Klamauk. Dem nüchternen Feuilletonisten wird sicherlich nicht gefallen, was im Zwinger geboten wurde. Doch wer sich auf das Spiel einläßt, seinen Kopf genauso frei macht wie es die Spieler tun müssen, dem wird diese Art Theater viel Spaß machen. Kein Abend ist wie der andere, keine Szene gibt es ein zweites Mal. Die Schauspieler dürfen keine Angst haben, fahren immer volles Risiko. "Wenn Du nachdenkst, ist es zu spät", erzählt Stephan Heydeck aus Hamburg. Und wenn doch mal etwas daneben ging, dann

blieb den Zuschauern im Zwinger immer noch die Möglichkeit, einen nassen Schwamm auf die Bühne zu werfen. Bei anderer Gelegenheit regnete es dafür rote Rosen.

Nach jedem Spiel wurden per Klatschabstimmung Punkte vergeben. Der Sieger hieß am Schluß "Steife Brise".

(thor)

Inhaltsverzeichnis Ausgabe 59

Die Logik der Wichser und Helden

Über den Roman "Crazy" von Benjamin Lebert

Mit 16 liest man "Bravo" oder die Abenteuer der Jungs auf "Burg Schreckenstein". Man kann natürlich auch ein Buch schreiben, das beides beinhaltet. Benjamin Lebert ist so einer. Sein Erstlingsroman "Crazy" ist seit zwei Monaten auf dem Markt und wurde bisher 130.000mal verkauft.

Die Autorin Elke Heidenreich sprach in ihrem "Spiegel"-Artikel "Ein Autogramm von Gott" (15. Februar) von einem "ganz und gar erstaunlichen und wunderbaren Buch" und von einem "hochtalentierten, sehr jungen Autor". Gut. Der "Stern" kürte das Werk in weiser Voraussicht schon zum "Buch des Jahres", die "Zeit" dagegen betonte in vier Artikeln, wie unbedeutend das Buch sei. Auch gut. Daraus ist zu ersehen, daß der Roman, unabhängig von der Qualität, für Aufsehen und Unruhe im deutschem Literaturbetrieb sorgt und weiterhin sorgen wird.

Wir wollen vorsichtig beginnen: Ist man im gleichen Alter wie "Benni" oder so weit darüber hinaus, daß man Jugendliche in diesem Alter nur aus klasse Kinofilmchen kennt, ist dieser Roman sicherlich interessant und aufschlußreich. So kommt der "Spiegel" auch zu der Erkenntnis, daß es sich bei dem Werke um ein "Boygroup-Phänomen" handelt. Für den großen Rest jedoch stellt dieses Buch ein Ärgernis dar. Es ist weder sonderlich spannend, besitzt eigentlich keine Handlung und besticht durch einen derart kitschigen Tonfall, daß man sich manchmal kopfschüttelnd abwenden muß. Ja, natürlich, er ist noch so jung und wird seinen Stil noch finden, aber die ersten Versuche muß man ja nicht unbedingt lesen müssen. Andererseits könnte man diesen Jungen, der sich in die erwachsene Welt des Romans gewagt hat, auch ernst nehmen und ihn mit handelsüblichen Mitteln beurteilen.

Ansonsten ist es nämlich ein mäßig unterhaltsames und harmloses Kinder- oder Jugendbuch und kann bedenkenlos gekauft werden. Gehen wir allerdings vom ersten aus, so muß sich Lebert Kritik gefallen lassen. Hätte er seine Charaktere einfach so plappern lassen, wie ihnen stellenweise der Schnabel gewachsen ist ("Anstatt zu schlafen, eine Feuerleiter hinaufzuklettern, zu saufen, was das Zeug hält, mal eben ein bißchen zu vögeln und nebenbei erwachsen zu werden. Das reicht für eine Nacht. Da würde jeder kotzen, glaube ich"), ja dann hätte es wirklich ein amüsanteres Geschichtchen werden können. So aber fangen die Personen urplötzlich an, zu philosophieren, was das Zeug hält ("Denn nur in Menschen, die von Grund aus verschieden sind, wächst etwas Neues" oder "Eine Freundschaft ist das, was in einem drinnen ist". "Man sieht sie nicht, aber sie ist trotzdem da") und verlieren jede Glaubwürdigkeit und Überzeugung. Das klingt konstruiert und peinlich. Auffallend sind auch die ständigen Wiederholungen ("Florian, den alle nur Mädchen nannten"), die auf Dauer nerven. So wird in fast jedem Kapitel der Buchtitel "Crazy" genannt, der nun wirklich für jede Situation und Definition herhalten muß. Leberts Vorstellung eines Gesprächs unter Jugendlichen (so dies gewollt war, und so sieht es aus) ist fernab jeder Realität. Die Knaben sind erschreckend bieder, sie unterhalten sich zu brav, zu schablonenhaft - tiefschürfend, um "echte" Jungs zu sein. Wer einmal einem "Gespräch" Jugendlicher im Bus gelauscht hat, weiß, wo die Unterschiede liegen! Da bringen auch ein paar eingestreute Vokabeln

der Gossensprache keine Besserung (wer es bisher noch nicht wußte: Kleine Jungs wie Lebert lieben und sprechen ständig von "großen Brüsten").

Das bringt uns zur problemüberladenen Grundstimmung des Romans. Gut, eine Kindheit ist nicht leicht und in unserer heutigen Zeit sowieso nicht. Aber nicht jeder Mensch hat (Gott sei Dank) eine Körperbehinderung (und bekommt - wie ungerecht - keinen Behindertenausweis), leidet unter in Scheidung lebenden Eltern plus einer lesbischer Schwester plus (Bonus!) einem verstorbenen Hund (wie bei Benjamin der Fall). Oder ist ein "Einzelkind aus einer brutalen Familie", das nebenbei an Freßsucht leidet (der dicke Felix) und leider eher an "Klößchen" aus "TKKG" als an einen bemitleidenswerten Internatszögling erinnert. Florian gar ist Vollwaise und Troy hat einen im Sterben liegenden Bruder und spricht kein Wort. So sind unseren kleinen Freunde allesamt hilflos, sie sind Außenseiter und erscheinen ihrer Umwelt seltsam. Jeder von ihnen ist vom Schicksal gebeutelt, die Welt will sie nicht verstehen. Wie gemein! Benjamins eingestreute Ohnmachtssätze ("Wahrscheinlich habe ich keine Ahnung davon") machen zudem nicht betroffen, sondern sie belustigen nach jedem weiteren Auftreten. Die Handlung stellt sich, wie erwähnt, sowieso als eine äußerst dürrtige dar, wie auch die "Zeit" in ihrer Kritik "Total süß" (vom 4. März) erkannte: "Das Buch handelt davon, wie er und seine Mitschüler im Internat Mädchen nageln, darüber in eine Sinnkrise geraten, nach München fahren, rauchen und in einem Striplokal Bacardi O-Saft trinken". Tja, eine Sinnkrise kann man da schon bekommen, aber nicht wegen der Mädchen! Der Roman ist schließlich unausgegoren und unlogisch ("Sechzehn Jahre lang ist er schon mein Vater, und noch immer verstehe ich ihn nicht" und 10 Zeilen weiter : "Und ich verstehe ihn").

Für die einen die ersten chaotischen Ansätze eines großen Schreibtalentes, für die anderen kein Lesegenuß, sondern die längste Lektüre der Welt. Und obwohl es scheint, als ob der Roman mit der Zeit "atmosphärisch dichter" werden würde, bleibt gerade nach dem abrupten Ende (Keine Lust mehr, Benni?) ein fader Beigeschmack.

Der Sinn des Lebens soll also gefunden werden, so weit kommt man schon mit, und ach, was fallen unseren gestrauchelten und grübelnden Freunden da für süße Erklärungsversuche ein: "Wir sind alle nur Zuschauer", soso, und: "Wir sind alle Fleischbrocken in einer Chappi-Dose", warum nicht, oder: "Wir sind die Sonne" und "Das Leben ist ein Versuch" und im nächsten Satz: "Das Leben ist ein Fluß", genug, genug! So fragt auch Janosch seine Kameraden: "Seit ihr denn total bescheuert?" und kommt zu dem Schluß: "Langsam genügt es, glaube ich". Ich glaube auch. Zu einfach darf man es dem Autor aber auch nicht machen und wie Florian im Roman erkennen: "Wir wissen alle von nichts. Darum sind wir ja Helden".

Da ist schon eher die Erkenntnis von Janosch zu beachten, der ergänzend resümiert: "Das ist die Logik der Wichser und Helden".

"Crazy" von Benjamin Lebert ist im "KiWi"-Verlag für 14.90 DM zu erstehen.

(tas)

Inhaltsverzeichnis Ausgabe 59

Bahnhofskunst

Studentenwettbewerb über "Kommunikation"

Welchem bahnreisenden Heidelberger ist es noch nicht aufgefallen? Da, wo sonst die Weltkarte mit den Standorten des Weltmarktführers für Drucksysteme prangte, findet sich auf einmal Künstlerisches. Seit Januar präsentiert die Heidelberger Druckmaschinen AG die Sieger des Wettbewerbs zum Thema "Kommunikation" auf seiner 130 Quadratmeter großen Werbefläche über dem Nordausgang des Hauptbahnhofs.

Der Wettbewerb war seit Juni 1998 an sieben deutschen Kunsthochschulen ausgeschrieben, und es wurden 80 Beiträge eingereicht. Eine Jury unter der Leitung von Hans Gercke, dem Direktor des Heidelberger Kunstvereins, wählte nun vier Beiträge aus, die für jeweils sechs Monate den Bahnhof zur Kunsthalle machen sollen. Die vier Beiträge setzen sich aus drei "normalen" Preisträgern und einem "Sonderpreisträger", dessen Beitrag die Jury lobend erwähnt, zusammen. Das Preisgeld beträgt jeweils 3000 DM für die drei als gleichrangig bewerteten Sieger und in 1000 DM für den weiteren Beitrag aufgeteilt. Die Künstler werden zusätzlich bei der technischen und finanziellen Umsetzung ihrer Werke unterstützt.

Den Anfang machte bereits die Tuschezeichnung von Edwin Schäfer (Hochschule für Gestaltung in Offenbach). Ihn wird seine Kommilitonin Wiebke Grösch mit einer Gestaltung der Bildfläche durch Abdrücke von Fußbällen ablösen. Im neuen Jahrtausend wird dann ein Wandbild mit rotierenden Erdteilen von Alexa Kreissl und Daniel Kerber (Kunstakademie Düsseldorf) den Bahnhof zieren. Den Abschluß bildet Jürgen Heinerts "Etch a Sketch"-Installation (Akademie der Bildenden Künste, München).

(mi)

Bunt auf weiß

Postmodern schlägt zu - Goethe goes Comic

Die wenigsten kennen ihn richtig gut, die meisten haben in der Schule einmal etwas von ihm lesen müssen, und doch ist er vielen auf Anhieb sympathisch wegen seiner Weibergeschichten und gelebten Sinnlichkeit. Die Rede ist vom diesjährigen Jubiläumsopfer Johann Wolfgang von Goethe.

Wer von uns wäre nicht auch gerne ein kleiner Goethe? Abends mit Freunden im Wirtshaus versacken, am nächsten Morgen beim Aufwachen von der Frau verwöhnt werden und danach ein bißchen am "Faust" weiterschreiben. So läßt es sich leben. Doch hat Goethe wirklich so gelebt?

Wenn man bisher etwas über Goethes Leben wissen wollte, mußte man sich ein Buch zur Hand nehmen und lesen. Damit ist jetzt wenigstens teilweise Schluß. Denn über 160 Jahre nach seinem Tod haben der Illustrator Christoph Kirsch und der Publizist Friedemann Bedürftig den Augenmenschen Goethe beim Wort genommen: "Wir reden zuviel, wir sollten weniger sprechen und mehr zeichnen." Entstanden ist dabei die erste, überaus prächtig ausgestattete Comic-Biographie Goethes, deren erster Band gerade im Stuttgarter Egmont (!) Ehapa Verlag erschienen ist.

Auf knapp 50 Seiten kann man die wichtigen Ereignisse aus Goethes Leben bis zu seiner Rückkehr aus Italien 1788 in Bildern und Texten kennenlernen. In die Bilder eingearbeitete Kostproben aus Goethes literarischem Schaffen sorgen dafür, daß im Comic neben seinem Leben das Werk nicht zu kurz kommt. Auch sind manche Teile seines Werkes in Bilder umgesetzt (Götz von Berlichingen, Werther). Im Anhang finden sich eine Zeittafel zu Goethes Leben und weitere Werkproben.

Die Comic-Biographie, die in Zusammenarbeit mit dem Goethe-Institut entstanden ist, kann man nur als gelungen bezeichnen. Wo der Text allein die Vorstellungskraft überfordern würde, springt ihm das Bild hilfreich zur Seite. So erfährt man ganz nebenbei etwas über die Mode der damaligen Zeit und über das Frankfurt der Goethe-Zeit.

Anfang August erscheint der zweite Band der Comic-Biographie, diesmal mit Thomas von Kummant als Zeichner. Man darf schon jetzt gespannt sein.

(col)

Jimmy the Kid

1/4 rupis - mäßig

Regisseur Wolfgang Dieckmann wagte mit seinem neuesten Streifen "Jimmy the Kid" den Sprung ins kalte Wasser: Eine deutsche Komödie ohne Katja Riemann. Zugegeben: Auch die blonde Katja hätte den Film trotz einer passablen Grundidee nicht gerettet.

Die Handlung: Drei mehr oder minder erfolglose Ganoven haben von ihren alltäglichen Kleineinbruchstreifzügen genug und wollen den großen Coup landen; per Kindesentführung. Als Leitfaden dient ihnen dabei ein amerikanischer Roman, der minutiös den erfolgreichen Ablauf einer ebensolchen Entführung schildert. Gemeinsam mit der Freundin des Oberganoven "Dortmunder" (welcher Drehbuchautor denkt sich denn solche Namen aus?) und der Mutter des jüngsten Mitglieds des Trios (kann man Christiane Hörbiger eine Kleinganovenmutter abnehmen?) entführen sie die Tochter eines reichen Großbörsianers. Ihr Pech dabei: Das Entführungsoffer Jenny übertrifft mit ihrem IQ selbst den zusammengenommenen und potenzierten Quotienten der fünf um ein vielfaches. Doch: Bei ihnen findet die Kleine endlich die Zuneigung, die ihr der Karrierevater nicht bieten konnte. Und irgendwie geht die ganze Sache am Ende dann auch gut aus - für alle Beteiligten.

Fazit: Kein besonders spannender, kein besonders heiterer Film. Wenig Akzente, keine neuen Ideen. Doch auch ein Film, der dem gestressten Studenten keine intellektuellen Höhenflüge mehr abverlangt. Mäßiger Durchschnitt.

(mg)

Auf die stürmische Art

2/4 rupis - ordentlich

Die Flugangst ist nicht sein einziges Problem: Seit ihm sein Opa nach gerade überstandener Herzattacke, an der übrigens eine Stripperin Schuld ist, darüber aufgeklärt hat, daß die Ehe kein Zuckerschlecken ist, ist Ben (Ben Affleck) sich gar nicht mehr so sicher, ob er in zwei Tagen wirklich seine Verlobte Bridget heiraten möchte. Da kommen dem Verfasser von Romanklappentexten eine desorientierte Möwe und ein herannahender Hurrikan gerade recht: alle Flüge von New York aus sind gestrichen, und der künftige Ehegatte muß die Strecke nach Savannah, wo die Trauung stattfinden soll, auf andere Art zurücklegen. Zunächst im Mietwagen des grasrauchenden Vic, später in einem abgekoppelten Eisenbahnwaggon und zu guter Letzt auch noch in einem Reisebus voller Rentner, die Appartementwohnungen in Florida kaufen wollen, kommt Ben seiner ungeduldig wartenden Braut mitsamt Schwiegereltern nur langsam näher. Die Reise trägt nicht gerade dazu bei, alle Zweifel aus dem Wege zu räumen, denn unterwegs begegnen dem Noch-Junggesellen leider laufend Zeitgenossen, die aus eigener Erfahrung ganz genau wissen, daß eine Heirat das Schlimmste ist, was einem Menschen passieren kann. Außerdem ist da noch die hübsche und unverschämt lebenslustige Sarah (Sandra Bullock), die zufällig den selben Weg hat...

Die Regisseurin dieses stürmischen Road-Movies, Bronwen Hughes, begann ihre Karriere mit Werbespots für McDonald's. "Auf die stürmische Art" ist ihre zweite Kinoproduktion und orientiert sich am typischen Aufbau vieler Hollywood-Streifen: Nach einer langen, heiteren Einleitung kommt es zur Enthüllung diverser Familienprobleme, und natürlich hat die nach amerikanischen Geschmack wohl ein wenig zu unkonventionelle Sarah hat eine dunkle Vergangenheit. Zum Schluß wird dann alles noch einmal so richtig kitschig. Der Film bietet jedoch viele schöne Szenen, und die interessanten Schauplätze sorgen für die nötige Atmosphäre. Am schönsten ist aber, daß der anfangs erwähnte Hurrikan einen Traum von Hochzeit im Freien einfach so platzen läßt.

(stw)

Lang lebe Ned Devine

3/4 ruips - empfehlenswert

Ned Devine ist Millionär. Er hat als einziger den Jackpot der irischen Lotterie geknackt. Leider kann er mit dem Geld nichts mehr anfangen, denn Ned Devine ist tot. Sein Herz hat die Aufregung des Gewinns nicht überstanden. Nachbar Jackie O'Shea findet ihn, glücklich lächelnd, in seinem Fernsehsessel, den Tippschein noch in der totenstarrten Hand. Da der gute Ned zu Lebzeiten immer sehr großzügig war, beschließen daraufhin Jackie und sein Freund Michael O'Sullivan, daß er gewollt hätte, daß sie das Geld bekommen. Also wird sein Tod vertuscht und dem Geldboten der Lotteriegesellschaft einfach Michael als Ned präsentiert. Doch den beiden irischen Landeiern, die noch nie in ihrem Leben gelogen haben, droht die Sache bald über den Kopf zu wachsen. Da kann nur noch die Dorfgemeinschaft von Tullymore mit ihren vereinten Kräften helfen.

Die charmante Komödie besticht durch ihren hintergründigen und manchmal tiefschwarzen Humor, sowie durch ihre faszinierenden Landschaftsaufnahmen. Nebenbei gelingt Regisseur und Drehbuchautor Kirk Jones auch noch ein stimmungsvolles Portrait des irischen Landlebens, dessen Mittelpunkt der örtliche Pub ist. Zum authentischen Bild tragen die Bewohner des Dörfchens Tullymore bei, die sich selbst spielen. Lediglich die Hauptrollen hat Jones mit professionellen irischen Schauspielern besetzt. Ian Bannen und David Kelly können dabei als Alt-Männer-Gespann restlos überzeugen und brauchen auch einen Vergleich mit Jack Lemmon und Walter Matthau nicht zu scheuen. Einige umwerfend komische Szenen und die originellen Dorfcharaktere beweisen zudem, daß der irische Humor dem britischen in nichts nachsteht.

"Lang lebe Ned Devine" hebt sich wohltuend vom Komödien-Einerlei aus Hollywood ab und wird nicht nur Irland-Freunde begeistern.

(alt)

Lars von Trier im Gloria/Gloriette

Gewaltige Bilder, Geschichten aus dem Leben, Schauspieler mit Klasse

Manchmal hat Hollywood ein Problem, wie es uns von einem römischen Imperium aus einem wunderbaren Comic bekannt ist: Es hat die ganze Welt erobert, sitzt seit Jahren fest im Sattel und dann kommen plötzlich ein paar Aufständische daher und ziehen ihm eins über den Schädel.

Einer dieser Aufständischen ist der Däne Lars von Trier, der mit seinen Filmen schon des öfteren gezeigt hat, wie gutes Kino funktionieren kann. Denn schließlich wurden drei seiner Werke ("The Element Of Crime"; "Europa"; "Breaking The Waves") allein in Cannes ausgezeichnet. Sein neuester Film "Idioten" hat bereits eine Nominierung für den Europäischen Filmpreis erhalten und ist zusammen mit "Breaking The Waves", sowie von Triers erstem Film "The Element Of Crime" in den Gloria/Gloriette - Kinos zu sehen.

Wie ist der Erfolg dieser Filme zu erklären?

Wer "Breaking The Waves" gesehen hat, kennt die Antwort: Hier sind es die grandiosen Schauspieler, allen voran Emily Watson als die einfache Bess, die gewaltigen Bilder, die Musik und die Story, welche diesen zutiefst beeindruckenden Film so einzigartig machen. Vergeblich sucht man im heutigen Mainstream-Kino nach einem Film, der die Tragik des Lebens und Liebens in dieser Weise zu thematisieren vermag. Ein tödlicher Drahtseilakt zwischen Liebe und Wahnsinn.

"Idioten" ist, nach "Das "Fest" von Thomas Vinterberg, der zweite Film des "Dogma 95"-Manifestes. Auch hier geht der Regisseur einen ähnlichen Weg. Wieder zeigt er, wie persönliche Individualität und gesellschaftliche Normen miteinander kollidieren.

Die "Idioten" sind eine Gruppe junger Leute, die in der Öffentlichkeit so tun, als wären sie geistig behindert. Ihr ungehemmtes Sabbern, Weinen, Brummen ist Provokation und Spieltrieb zugleich. Doch auch innerhalb der Kommune kommt es zu Spannungen, denn nicht alle sind ob des Radikalismus bereit, ihre persönlichen Grenzen zu überschreiten...

Etwas gewöhnungsbedürftig sind die wackelnde Handkamera und die Beleuchtung - aber so will es nun mal das "Dogma", denn es verbietet technischen Schnickschnack und Musik, die nicht am Drehort vorkommt. Lars von Trier geht auch in diesen Dingen seinen eigenen Weg.

Was jedoch nicht stört, sind der ins Bild ragende Mikrofonarm und die kurz zu sehenden Kameramänner.

Ein sehenswerter Film, der bewegt, in der Mitte ein paar Längen hat, aber gegen Schluß doch noch überzeugend die Kurve kriegt. Er ist auch eine Verbeugung vor den Menschen, die sich täglich der harten Herausforderung der Arbeit mit Behinderten stellen.

(dn)

Deine Lakaian

Kasmodiah

Aus der Szene ist ihre Musik eigentlich nicht wegzudenken. Ihre Alben gehören in die Plattensammlung eines jeden, der sich einen "Gruftie" schimpft. Und seit der Veröffentlichung des neuen Albums wird ihnen sogar der kommerzielle Erfolg prophezeit. Das Video zu ihrer ersten Singleauskoppelung "Return" behauptet derzeit zumindest schon mal einen festen Platz im Musikfernsehen.

Die Rede ist von "Deinen Lakaian". Unweigerliches Erkennungsmerkmal der Dark-Wave Formation ist die Stimme Alexander Veljanovs. Die Mischung aus tanzbaren elektronischen Rhythmen, einprägsamen Melodien und dem markanten Gesang Veljanovs verleiht den Lakaian-Songs stets ihre typisch düstere Stimmung. Nicht anders präsentieren sich die Lakaian auf "Kasmodiah".

Zwölf Stücke finden sich auf dem neuen Silberling. Darunter sind zumeist Songs mit gedrückten Melodien, die sich aber als ausgesprochene Ohrwürmer entpuppen. Dabei vermitteln vor allem die langsameren Stücke wie "Into my Arms", das Titelstück selbst oder auch die Piano-Ballade "The Game" die melancholische Gesamtatmosphäre des Albums. "Deine Lakaian" verlassen sich auch diesmal nicht nur auf den Synthesizer, sondern lassen auch Geigen und mittelalterliche Instrumente erklingen.

Auf "Kasmodiah" finden sich außer den gewohnt harmonischen Balladen auch sperrigere Stücke wie etwa "Overpaid", "Fight" oder "Laß mich". Letzteres weist sich durch seine Monotonie und seinen verzerrten Gesang als aggressiver EBM-Kracher aus. Nichtsdestotrotz haben alle Songs auf der Platte das Eine gemeinsam: die tiefen Emotionen, die sich unweigerlich auf den Hörer übertragen.

"Kasmodiah" ist ein Album für trübe Stunden, hoffnungslose Romantiker oder wie gesagt einfach für jeden, der sich einen "Gruftie" schimpft. **(bede)**

Incognito: No time like the future

Pünktlich alle zwei, drei Jahre erzählt uns J.P. "Bluey" Maunick, seines Zeichens musikalischer Kopf der britischen Funk-Soulsound-Fabrik Incognito, wieder ein paar Geschichten aus seinem Leben, das ja vorwiegend aus Musikmachen besteht. Und weil er sich diesmal fürs Komponieren und Ausschuchen der Stücke sehr viel Zeit gelassen habe, sei das neue Album "No time like the future" auch besonders gelungen und werde sich bestimmt auch verkaufen. Man kann ihm nur wünschen, daß er recht behält. Beim letzten Incognito-Album "Beneath the surface" ahnte er schon im Studio die schlechten Verkaufszahlen des Silberlings, womit er dann später auch recht behielt.

Hat man die ersten drei Stücke des neuen Albums gehört, ist man überzeugt, daß "Bluey" auch diesmal mit seiner Vorhersage richtig liegt. "Wild and peaceful" ist ein hervorragender Opener, der sofort in die Beine geht. Und wenn Maysa Leaks Stimme sich durch die knackigen Bässe und das E-Klavier an das Ohr des Zuhörers geschmeichelt hat, ist es um ihn geschehen. So ist man beim nächsten Stück "Get into my groove" längst dort, wo "Bluey" einen hinhaben

wollte. Solche Wirkung ist nicht einfach zu erzielen, wie das dritte Stück ("It ain't easy") verrät.

Dann aber ist der Zauber auch schon vorbei, obwohl wir musikalisch nach "Marrakesch" verreisen und "Nights over Egypt" erleben dürfen. Auch die neue Stimme von Karen Bernaud kann keine entscheidenden Akzente setzen und so plätschern die restlichen Stücke unaufgeregt ihrem Ende entgegen. So sind denn die meisten Songs auf dem neuen Album nicht so richtig daneben, aber auch nicht so richtig mitreißend. Guter Incognito-Durchschnitt eben.

Keine Experimente auch bei den beiden letzten Stücken. Die dürtige musikalische Substanz dieser acht-Minuten-Nummern ist leider nach der Hälfte der Zeit schon verbraucht und das Ganze wird dann auch als Fahrstuhlmusik langweilig. Doch das sind wir ja von Mastermind "Bluey" nicht anders gewöhnt und wir vergeben es ihm gerne. Alles in allem präsentiert auch die neue Incognito überdurchschnittlich gute Funk and Soul music mit eingestreuten Jazz-Elementen. Und wer beim Lesen der Zeitung gerne in seinem Ikea-Stuhl wippt, dem sei dieses Album bedenkenlos zu empfehlen. **(Col)**

Fanta 4: 4:99

Sie sind wieder da - vier Jahre sind vergangen seit der Veröffentlichung des letzten Studioalbums der "Fantas". Dazwischen war eine Live-CD mit diversen neuen Tracks ("Der Picknicker"; "Raus") erschienen. Dazu kam die Veröffentlichung der Soloalben von Hausmarke und Thomas D.. Doch trotz der Querelen der Vergangenheit sind die Könige des deutschen Sprechgesangs nun in glücklicher Eintracht zurückgekehrt, um all die anderen Jung-MC's auf ihre Plätze zu verweisen. "Der alte Adel", wie sie sich selbst in ihrem neuen Song "Le Smou" betiteln, führt mit "4:99" fort, was mit "Lauschgift" erst so richtig begonnen hatte. Die "Fantastischen Vier" sind wieder ein Stück erwachsener geworden, und mit ihnen ihr Sound. Als ginge es darum, wer die fettesten Beats, die intelligentesten Samples und die coolsten Reime zu bieten hat, setzen sie ihrer bisher erlangten musikalischen Reife noch einen drauf. Nichtsdestotrotz haben die "Fantas" an ihrer Verspieltheit und Liebe zu witzigen Samples nichts eingebüßt.

"4:99" ist ein Album mit Humor und Ernsthaftigkeit, mit boshaften Lyrics und Texten voller Charme, mit energischen Bässen und kraftvollen Drumloops. Noch keinem ihrer bisherigen Scheiben hatten die vier derartigen Groove einzuhauchen vermocht. Speziell zu "Le Smou" wurden die Backgroundvocals mit einem Gospelchor eingespielt.

Die Stuttgarter Jungs erzählen dabei ihre eigenen Geschichten. Sie texten über das Leben als Popstar, über den unfreiwilligen Weg zur Selbstfindung ("Michi Beck in Hell") und natürlich über Frauen ("Hammer"). Daß die Lyrics zur Vorab-Single "MfG" nicht nur in der deutschen Spechgesangsszene, sondern auch auf dem "Fanta"-Album selbst aus dem Rahmen fallen, muß nicht sonderlich erwähnt werden.

Man spürt bei "4:99", daß jedes Bandmitglied sein Stückchen beigetragen hat, denn die musikalischen Stilrichtungen der Einzelnen und die verschiedenen Stimmungsbilder wurden nicht zu einem einheitlichen Brei verarbeitet. Mal klingen die Vier melancholisch-psychedelisch, um im nächsten Song pure Lebensfreude zu versprühen. Es ist wohl dieses Zusammenspiel der Persönlichkeiten, was die Vier als Band ausmacht und unweigerlich auch den Sound der Fantas.

(bede)

Engel im Kampfeinsatz

Comic-Kult aus Japan: Neon Genesis Evangelion

Da dachte man schon, daß die Mangaschwemme so langsam abgeflaut sei, nachdem die gigantischen Werke von Otomo (Akira) und Shirow (Appleseed, Orion) schon länger komplett auf Deutsch vorliegen und man in letzter Zeit nur eher schlechte Mangas vorgeworfen bekam. Aber der Damm war nun schon mal gebrochen und jetzt wird alles zu uns geschwemmt, was irgendwie japanisch (schlanke Mädchen mit großen Rehaugen) genug aussieht.

Vor allem das Fernsehen, aber auch andere Medien, wie Computerspiele und Zeitschriften, halfen erfolgreich, die Gier nach Mangas aufrecht zu halten. Die in Deutschland bekannten Serien Sailor Moon und Dragon Ball sind nicht einfach nur Mangas, sondern berieseln uns in jeder erdenklichen Form. Da ist es nicht verwunderlich, daß letztendlich auch Japans erfolgreichste Trickfilmserie bei uns auf den Markt kommt: Neon Genesis Evangelion (EVA).

Zeitgleich sind jetzt Anime und Manga, also Zeichentrickfilm- und Comicserie, in Deutschland erschienen, um uns die Geschichte der Engel und ihres Kampfes gegen die Erde aus den Augen eines 14jährigen Schülers zu beschreiben: Es dauert nicht mehr lange, dann wird im Jahre 2000 ein Meteor die Hälfte der Weltbevölkerung auslöschen und die Menschheit vor den von Gott ausgesandten Engeln warnen. 15 Jahre später kehren die Engel zurück, um die Erde zu vernichten. Aber die Menschen haben die Zeit weise genutzt, um in dem Projekt "NERV" gigantische humanoide Kampfmaschinen (was sonst?) zu entwickeln, die von drei Jugendlichen gesteuert werden.

Geschaffen wurde EVA vom Gainax Studio in Tokyo, einem Animationsstudio, das im Dezember 1984 von japanischen Studenten gegründet wurde, und sich einen Namen mit besonders beliebten Animes machen konnte. Der Ganiax Serie "Nadia" gelang es sogar "Nausicaä" als die seit Jahren beliebteste Animefiguren vom Thron zu stürzen. Vor allem Yoshiyuki Sadamoto ist hierbei zu erwähnen, denn er schuf die Personen der Animeserien und übernahm dann auch logischerweise das Charakterdesign des EVA-Mangas, kennt er doch die Figuren am besten. Sadamoto ist vor allem dadurch bekannt, daß er keinen eigenen speziellen Stil verfolgt, sondern ihn deutlich für seine Charakterstudien variiert. Während "Nadia" noch mit den üblichen Rehaugen auftritt, so zeigt sich "Royal Space Force" im europäischem Zeichentrickfilmstil und seine letzte Schöpfung, EVA, zeigt wieder das klassische japanische Design.

Enttäuschend ist jedoch das Format, in dem die Serie in Deutschland bei Carlsen erscheint. Die Bände haben eine noch kleinere Größe als A5 und müssen, man staunt nicht schlecht, von hinten nach vorne, wie im japanischem Original, gelesen werden, um nicht nur Bahnhof zu verstehen. Eigentlich ist der Gag ja schon nett, aber weder sind wir Japaner, noch an deren Leseweise gewöhnt, so daß man sich öfters auf das merkwürdige Format konzentriert, anstatt auf die Story und Zeichnungen. Und hier setzt auch der zweite Kritikpunkt an: die Größe des Comics würdigt in keiner Weise die detaillierten Zeichnungen. Nun sind diese zwar schwarzweiß, aber dann sollten sie wenigstens in der Originalgröße oder dem etwas größeren amerikanischen Format veröffentlicht werden.

Sieht man über diese Hindernisse hinweg, so bekommt man aber endlich wieder einen qualitativ hochwertigen Comic aus Japan.

Neon Genesis Evangelion Manga, Carlsen Comics, bisher vier Bände, je 12,- DM; Neon Genesis Evangelion Video, A.C.O.G., Genesis 0:1, 79,95 DM

(jr)

Inhaltsverzeichnis Ausgabe 59

Augen zu und durch - ruf an!

Nikotin-Entwöhnung per Telefon für Möchtegern-Nichtraucher

Seit Anfang des Jahres gibt es in Heidelberg für Raucher mit schlechtem Gewissen eine neue Anlaufstelle: Das Deutsche Krebsforschungszentrum (DKFZ) bietet in Zusammenarbeit mit der AOK und einer Erlanger Arzneimittel-Firma ein nationales Rauchertelefon zum Abgewöhnen an. An den Telefonen sitzen ein Psychologe sowie Fachkräfte der AOK und des Gesundheitsamtes Mannheim, die den Anrufer - auch anonym - mit Informationen und Tips für den Aufhörversuch fit machen wollen.

Die Gründung dieser Institution wurde im DKFZ selbst angeregt durch die "Heidelberger Erklärung zur Tabakprävention für Kinder und Jugendliche in Deutschland", in der sich Wissenschaftler, Ärzte und Fachleute der gesundheitlichen Aufklärung unter anderem für die Einrichtung einer solchen Stelle aussprachen. Als Vorbild diente zum Beispiel die Londoner "Quitline", die mit einer Abstinenzquote der Anrufer von 15 bis 20 % nach zwei Monaten aufwarten kann.

Für eine erfolgreiche Entwöhnung ist natürlich erst einmal eine hohe Motivation auf seiten des potentiellen Nichtrauchers unumgänglich, doch an diesem Punkt setzt die Telefonberatung an; sowohl unmotivierten, als auch rückfälligen Rauchern kann Hilfestellung geleistet werden. Alle, die sich schließlich für einen Aufhörversuch entscheiden, werden konkret vorbereitet und während der gesamten Umsetzung begleitet. Zudem werden bei Bedarf Therapeuten- und Klinikadressen übermittelt.

Schon auf der Internetseite des Rauchertelefons kann sich der unschlüssige Raucher einige Anreize geben lassen, wie zum Beispiel die Aussichten auf die Verminderung des Herzinfarkttrisikos bereits einen Tag nach dem Rauchstop oder die Verfeinerung von Geruchs- und Geschmackssinn nach zwei Tagen. Ihm wird aber auch empfohlen, eine Pro und Contra-Liste aufzustellen, um sich der schlechten Seiten des Nikotinkonsums bewußt zu werden.

Eine erste Hochrechnung über den Erfolg des Projekts im DKFZ weist sehenswerte Zahlen auf: Nach vier Monaten und über 1000 Anrufern haben von 100 Befragten 17 mit dem Rauchen aufgehört und 34 ihren Tabakkonsum nennenswert eingeschränkt. Über 600 Anrufe gingen außerhalb der Telefonzeiten ein und wurden an die Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung weiterverwiesen.

Wem diese rein psychologische Entwöhnung doch zu hart ist, der kann aber immer noch auf erprobte medikamentöse Mittel ausweichen, denn laut Rauchertelefon-Homepage haben wissenschaftliche Studien erwiesen, daß Nikotinpflaster, -kaugummi und Co. die Erfolgsaussichten, rauchfrei zu werden, verdoppeln. Allerdings sind die erfolgreichsten Abstinenzler immer noch diejenigen, die konsequent von heute auf morgen aufgehört haben.

Das Rauchertelefon ist montags bis freitags von 15 bis 19 Uhr erreichbar: 06221 / 42 42 00.

(mi)

Wildeste WG gesucht

SWR 3 und ruprecht präsentieren das WG-Duell

Ihr glaubt, daß Ihr ein Haufen Chaoten seid, die man niemals zusammen in eine Wohnung hätte ziehen lassen dürfen? Der Inhalt Eures Kühlschranks lebt und veranstaltet nachts Wettkämpfe gegen die Schimmelpilzkulturen aus Eurem Badezimmer? Und wenn Ihr Leute zu Euch nach Hause einladet, gehen Sie Euch danach auf der Straße aus dem Weg? Dann werdet Ihr bald feststellen, daß Ihr da draußen nicht alleine seid, oder daß es womöglich noch viel schlimmer hätte kommen können!

In einem Duell - WG gegen WG - wollen *ruprecht* und der SWR3 Club Rhein-Neckar die wildeste Wohngemeinschaft der Region ermitteln.

In der ersten Runde stehen sich vier WGs aus Bammental, Eppelheim, Rohrbach und der Weststadt gegenüber. So trifft die "schwäbenglichste Weiber-WG" auf vier Jungs aus Eppelheim, die sich in so mancher Prügelei überhaupt erst richtig kennengelernt haben. Doch die Englischdolmetscherinnen aus dem Schwabenlande sind sich ganz sicher: "Als megaluschtigschte Girls trällern wir die dollschten Arien und bei unsere Witzle hauts everybody aus den Käsockn!"

Nur wer auf Fragen wie "Welches ist der Lieblings-Schlafanzug Deines Zimmernachbarn?" oder "Welcher Käse schimmelt in Eurem Kühlschrank am besten?" die richtigen Antworten parat hat, seine Gesangskünste live im Radio präsentiert und den putzfaulsten Mitbewohner outet, hat eine Chance, die nächste Runde zu erreichen.

Die Gewinner der Vorausscheidung dürfen ihren schlechten Ruf dann im Finale gegen eine WG aus dem Raum Rhein-Main verteidigen. SWR3 überträgt den Kampf um den Titel "Wildeste WG" live aus dem Clubhouse im Heidelberger Hauptbahnhof. Von Montag, 17. Mai, bis zum darauffolgenden Donnerstag jeweils von 19 bis 20 Uhr im SWR3 Club Rhein-Neckar auf der Frequenz 99,9.

Alle Highlights des Duells findet Ihr dann in der nächsten Ausgabe des *ruprecht*. Also, legt die Putzlappen aus der Hand, laßt die Knorken knallen und nehmt Euch ein schlechtes Beispiel!

(alt)

Augen zu und durch - ruf an!

Nikotin-Entwöhnung per Telefon für Möchtegern-Nichtraucher

Seit Anfang des Jahres gibt es in Heidelberg für Raucher mit schlechtem Gewissen eine neue Anlaufstelle: Das Deutsche Krebsforschungszentrum (DKFZ) bietet in Zusammenarbeit mit der AOK und einer Erlanger Arzneimittel-Firma ein nationales Rauchertelefon zum Abgewöhnen an. An den Telefonen sitzen ein Psychologe sowie Fachkräfte der AOK und des Gesundheitsamtes Mannheim, die den Anrufer - auch anonym - mit Informationen und Tips für den Aufhörversuch fit machen wollen.

Die Gründung dieser Institution wurde im DKFZ selbst angeregt durch die "Heidelberger Erklärung zur Tabakprävention für Kinder und Jugendliche in Deutschland", in der sich Wissenschaftler, Ärzte und Fachleute der gesundheitlichen Aufklärung unter anderem für die Einrichtung einer solchen Stelle aussprachen. Als Vorbild diente zum Beispiel die Londoner "Quitline", die mit einer Abstinenzquote der Anrufer von 15 bis 20 % nach zwei Monaten aufwarten kann.

Für eine erfolgreiche Entwöhnung ist natürlich erst einmal eine hohe Motivation auf seiten des potentiellen Nichtrauchers unumgänglich, doch an diesem Punkt setzt die Telefonberatung an; sowohl unmotivierten, als auch rückfälligen Rauchern kann Hilfestellung geleistet werden. Alle, die sich schließlich für einen Aufhörversuch entscheiden, werden konkret vorbereitet und während der gesamten Umsetzung begleitet. Zudem werden bei Bedarf Therapeuten- und Klinikadressen übermittelt.

Schon auf der Internetseite des Rauchertelefons kann sich der unschlüssige Raucher einige Anreize geben lassen, wie zum Beispiel die Aussichten auf die Verminderung des Herzinfarkttrisikos bereits einen Tag nach dem Rauchstop oder die Verfeinerung von Geruchs- und Geschmackssinn nach zwei Tagen. Ihm wird aber auch empfohlen, eine Pro und Contra-Liste aufzustellen, um sich der schlechten Seiten des Nikotinkonsums bewußt zu werden.

Eine erste Hochrechnung über den Erfolg des Projekts im DKFZ weist sehenswerte Zahlen auf: Nach vier Monaten und über 1000 Anrufern haben von 100 Befragten 17 mit dem Rauchen aufgehört und 34 ihren Tabakkonsum nennenswert eingeschränkt. Über 600 Anrufe gingen außerhalb der Telefonzeiten ein und wurden an die Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung weiterverwiesen.

Wem diese rein psychologische Entwöhnung doch zu hart ist, der kann aber immer noch auf erprobte medikamentöse Mittel ausweichen, denn laut Rauchertelefon-Homepage haben wissenschaftliche Studien erwiesen, daß Nikotinpflaster, -kaugummi und Co. die Erfolgsaussichten, rauchfrei zu werden, verdoppeln. Allerdings sind die erfolgreichsten Abstinenzler immer noch diejenigen, die konsequent von heute auf morgen aufgehört haben.

Das Rauchertelefon ist montags bis freitags von 15 bis 19 Uhr erreichbar: 06221 / 42 42 00.

(mi)

Personals

alle! Ja, ja, ja klar, ja, ja, klar, ja - Tschüß! - jr

ab! Ach ja, der Goethe Comic ist Literatur - und meiner nicht! - jr

gan! Gabriel? - Der ist doch in München! - papa

ko! Mach´ noch mal die Raupe! - kw

alle! Wo ist denn Martina heute? -col

papa! Was sind das denn da für Frauenstimmen im Hintergrund? - gan

gan! Los, Gabriel, geh ins Bett! - st

alle! Ich bin heute nur zu Besuch!- Und für den Griechen! - ab

alle! Ja, ich geh dann jetzt und morgen komm´ ich ja auch nicht! - tj

ko! Ich brauch´ mein Gehirn! - st

gan! Ach du fährst nach München?- Dann fahren wir halt zu dritt in Urlaub! papa

kw! Jaja, Martini, Wochenshow und dann noch die Frauen im Hintergrund.... - ko

jr! Was ist der medizinische Ausdruck für Furzen? - papa

ronaldo! Wo warst Du im Endspiel? - kw

sk! Physik ist wohl logischer als Chemie! - thor

ko! Mein Mädchen! Ich brate Dir ein paar Spiegeleier! - Mutter Beimer

kw! Mein Hase! Paß´ auf: Olli K. ist wieder da!- Mutter Beimer

papa! Aus mit Titten, die Personals werden anständig! - bak

thor! Nö! - sk

st! Ich denk an dich! - bak

jr! Ja, ja, ja klar, ja, ja, klar, ja - alle

alle! Wer schnarcht fährt nicht mithütten! - thor

papa! Nein, du bist kein Sexist - gan

gan! Hmm... - bak

ab! Ist die N´Sync noch da? - gan

gan! Stinkst du so nach Ouzo? - ckg

alle! Hat jemand den Überblick gesehen? - gan

thor! Sind die Personals immer noch nicht voll? - cl

alle! Job erledigt. Gute Nacht! - thor

Impressum der Ausgabe 59

ruprecht, die Heidelberger Student(inn)en Zeitung, erscheint dreimal im Semester, jeweils Anfang Mai, Juni, und Juli, bzw. November, Dezember und Februar. Die Redaktion versteht *ruprecht* als unabhängiges Organ, das keiner Gruppierung oder Weltanschauung verpflichtet ist. MitarbeiterInnen und RedakteurInnen sind willkommen; die Redaktion trifft sich während des Semesters jeden Montag um 20 Uhr im Haus der Fachschaften in der Lauerstr. 1, 3. Stock. Für namentlich gekennzeichnete Artikel übernimmt der/die AutorIn die Verantwortung.

V.i.S.d.P.: Alexej Behnisch, Heinrich-Fuchs-Straße 1, 69126 Heidelberg

Redaktionsadresse: ruprecht, Lauerstr.1, 69117 Heidelberg, Tel./Fax 06221/542458

E-Mail: ruprecht@urz.uni-heidelberg.de

Druck: Caro-Druck, Kasseler Straße 1a, Frankfurt am Main

Auflage: 12.000

Graphik: jr, papa

Werbelayout: jr, papa,

Finanzen: st

Die Redaktion: Christian Altmeier (alt), Alexej Behnisch (ab), Christian Collet (col), Marc Goergen (mg), Martina Imkeller (mi), Stephan Kamps (sk), Barbara Keller (bak), Claudia Kölbl (ckg), Carola Leube (cl), Nina Luttmmer (nal), Christine Maltzahn (cma), Gabriel A. Neumann (gan), Harald Nikolaus (hn), Katrin Osterkamp (ko), Patrick Palmer (papa), Jannis Radeleff (jr), Thomas Reintjes (thor), Esther Schalott (et), Jörn Stegmeier (jös), Sandra Thoms (st), Klaus Wannemacher (kwa), Stefanie Wegener (stw), Klaus Werle (kw), Bernd Wilhelm (bw)

Freie Mitarbeiter(innen): Jochen Brenner (job), Till Jung (tj), Bernadette Descharmes (bede), Jan Koblichke (jak), Walter Rosenberger (wro)

Red.-Schluß für Nr. 60: 06.06.1999

ISSN: 0947-9570

Ey!

Frühling. Hörsäle scheiden ihren Inhalt auf die Neckarwiese aus. Mädchen lassen auf immer weniger Stoff immer mehr Farben strahlen. Männlein und Weiblein finden an romantischen Standardplätzen wie Philoweg oder Tretboot zueinander, und auch sonst, um mit Willy Brandt zu sprechen, "wächst zusammen, was zusammengehört": Heidelberg - Romantik - Walzerklänge - André Rieu, das mag für viele seiner treuesten Fans eine ähnlich flüssige Assoziationskette sein wie Zähneputzen - Wasserglas - Corega Tabs. Herr Rieu ist der Langhaarige, dessen Schwiegersohnslächeln in den vergangenen Wochen die Litfaßsäulen verzierte, um für die Johann-Strauss-Nacht auf der Thingstätte zu werben. Nun ist Heidelberg nicht nur für Japaner ein Synonym für die gute alte Zeit im allgemeinen und Friede, Freude, Eierkuchen im besonderen - wie das Oeuvre von Strauss Junior. Warum also nicht hier walzen?

Dennoch wäre ein anderer Ort geeigneter gewesen: etwa das Firmengelände der BASF in Ludwigshafen. Daß der Chemiekonzern durchaus Reize besitzt, die dem Neckarstädtchen fehlen, findet jedenfalls Janina Jütte, 31, Heidelberger Studentin der Islamwissenschaften. Sie erkor in Allegra das Fabrikareal mit seinem "Schnitzelpuff" Zum Trucker zu ihrem Lieblingsplatz. Nach einer langen Fetennacht könne man dort reichliches Essen und morbide Stimmung tanken, dann auf der Heimfahrt mit vollem Magen und halbgeschlossenen Augen sich Las Vegas vorstellen - und dabei Musik hören. Was für Musik, verschwieg sie dem Leser leider - eine Lücke, die sich mit den Sahnezuckerklängen Rieus schließen läßt. Zumal zu bedenken bleibt, daß auf dem Heiligenberg, wie der Szeneflyer Rhein-Neckar-Zeitung kürzlich warnte, immer wieder Betrunkene durch offene Feuer springen. Der Artikel bezog sich zwar auf die Walpurgisnacht, doch scheint er auch für den Ablauf der Stehgeigerveranstaltung ganz neue Möglichkeiten zu eröffnen: Stage diving beim Kaiserwalzer, Bundesgrenzschutz und Polizei beschlagnahmen Partydrogen wie 47/11 und Eierlikör. So scheint fraglich, ob Maestro Rieu seine Verantwortung in Sachen Romantik und des entsprechenden Zusammenwachsens seines Publikums ganz ernst genommen hat: Also, André, das nächste Mal bitte im Schloß fiedeln! Oder in Ludwigshafen!

(gan)

Unterricht in Utero - Bildungspolitik auf Sparflamme zeigt erste Erfolge

Von Preßwurst und Hotpants

Deutschlands jüngster Hochschulabsolvent, Maximilian B. Schlingewitz-Murkelhausen (3), im Interview

ruprecht: Schöne Krawatte hast Du da an. Wirklich prima, echt.

S-M: Ja, die hat mir meine Mami gekauft. Ihre Bewunderung für mich ist mir immer voll peinlich.

ruprecht: Peinlich? Abschlüsse in Medizin, Jura und Volkswirtschaft innerhalb von nur 2 Jahren ist doch ein schöner Erfolg. Bildungsminister Klaus von Trotha hat Dich beglückwünscht.

S-M: Ach, das war nicht so schwer. Eigentlich hätte ich nur anderthalb Jahre gebraucht, aber der Bildungsminister hat auch immer gesagt, wir sollten marktwirtschaftlich Initiative zeigen. Da hab ich halt noch eine Firma gegründet und mir gleich nach dem Börsengang einen Porsche Boxster gekauft. Leider paßt mein Kindersitz nicht hinters Lenkrad und mein Handy ist so groß wie mein Oberschenkel.

ruprecht: Du schreibst gerade Deine Dissertation. Worum geht es?

S-M: "Präpuerile Flatuenz und Defäkation im Licht der ökonomischen Jurisprudenz".

ruprecht: Häh???

S-M: Ich kam auf die Idee, als das Juristische Seminar extra wegen mir einen Wickeltisch angeschafft hat, weil die Kommilitonen sich über den Gestank im Hörsaal aufgeregt haben. Und meine Bäuerchen fanden noch nicht mal die Mädchen süß.

ruprecht: A propos Mädchen. Was wir jemanden in Deinem Alter und mit Deiner Intelligenz schon immer fragen wollten: Kommt zuerst die anale oder die orale Phase?

S-M: Natürlich kommt zuerst die postnatale, Sie Schlaumeier, kleiner Wissenschaftsscherz, hahaha.

ruprecht: So beeindruckend Deine Leistungen auch sind - bald schon könntest Du der Greis unter den Uni-Absolventen sein. In den USA wird bereits die pränatale Forschung und Lehre diskutiert. Dabei soll der Fötus mit Hilfe einer vaginal eingeführten Kamera direkten Zugang ins Internet und damit in sämtliche Lehrveranstaltungen der Welt bekommen.

S-M: Ja, man nennt das "Unterricht in Utero". Aber ich bin skeptisch. Sie wissen ja, wie das mit den jungen Leuten heutzutage ist: Kriegen alle Möglichkeiten geboten, aber machen den Mund erst auf, wenn man ihnen auf den Arsch haut.

(col, kw, bw, papa)

Von Preßwurst und Hotpants

Hurra, endlich ist Frühling! Zeit, die superknappen Höschen aus der Schublade zu angeln und sich an der Open-Air-Peep-Show auf der Marstallwiese zu beteiligen. Doch welche Katastrophe! Da haben sich doch die ganzen Christstollen und Rumkugeln als Seitenaufprallschutz rund um die Hüften abgelagert. Was bleibt da anderes, als dem überquellenden Fett am Hosenbund den Kampf anzusagen, damit aus Preßwurst wieder ein appetitanregender Hinterschinken wird. Also schnurstracks zu Charme und Anmut und dort in die Abteilung für Molchgrößen, wo aber die neuen Fat Pants leider gerade ausverkauft sind. Nach geplatzt Hosenkauf setzt man seine Hoffnung auf eine der vielen todsicheren Diäten, die einem von seinen Freunden empfohlen werden. Unter den zahlreichen, gutgemeinten Fettkiller-Vorschlägen war der mit dem Pu-Erh-Tee wohl der mit dem höchsten Maso-Faktor. Da gießt man sich zwei Wochen aufgebrühte Kuhfladen in den nach Chips und Schokolade schreienden Magen und was kommt dabei heraus? Gar nix, außer dem Biomüll-Geschmack im Mund und deftigen Feuerfürzen. Doch zum Glück gibt's ja verschiedene Fachschafftsfeten, auf denen Franzbranntwein als Winzerschoppen ausgeschenkt wird. Wer davon nicht blind wird, muß wenigstens eine ganze Nacht in die Kloschüssel gucken und dann eine geschlagene Woche lang auf feste Nahrung verzichten. Wenn man nach dieser Kasteiungswoche mit ein bißchen Gleitgel wieder in die Hot Pants paßt, hat man sich eine Belohnung verdient: Man lädt seine dicksten Freunde ein und spielt mit Sprühsahne auf dem Monitor seines Computers TicTacToe.

(col)

olr

w e b p r o j e c t s

[über mich](#)

[verweise](#)

[olr mailen](#)

[startseite](#)

projects

... herzlich willkommen bei den olr webprojects ...



Oliver Lutz Radtke
"Welcome to Presence"
Abenteuer Alltag in China

Dryas Verlag, 260 Seiten
ISBN: 978-3940855237
Preis: 14,50 EUR
Neuaufgabe November 2010

Jetzt bestellen >>



dem schreiben und der aufmerksamen
beobachtung meiner mitmenschen
selbstverpflichtet stellt olr text und bild ganz ohne
anspruch aus.

das spiel mit sprache, der spaß für leser und autor
stehen genauso im vordergrund wie die
notwendigkeit, alles, was da draußen ist, mit
worten begreifen zu wollen.

denn das verspricht vor allem gelassenheit und
die ist immer willkommen.
so wie sie, verehrter besucher.

kommentare, lob und kritik sind jederzeit
erwünscht.

> schreiben sie mir! ich freue mich über ihre rückmeldung.

.....
© olr 2000-2010, last update: 12/07/10
use chinese google | olr webdesign | impressum